

Bericht über die Aktion

FERIEN VOM KRIEG

im Sommer 2011



*Junge Menschen aus Israel und Palästina begegnen sich
auf dem japanischen ‚Peace Boat‘*

Ferien vom Krieg
Vacation from War
戦争からの休暇
إجازة من الحرب
חופשה מהמלחמה
odmor od rata
одмор од рата
pushime nga lufta

Komitee für Grundrechte und Demokratie

IMPRESSUM

Herausgeber:

Komitee für Grundrechte und Demokratie e.V.

Aquinostr. 7-11, 50670 Köln

Die Materialien der Aktion ‚Ferien vom Krieg‘ sind zu bestellen bei:
Helga Dieter, Tel. 069-7892525 (AB), Fax 069-78803666,
e-mail: ubihedi@t-online.de www.ferien-vom-krieg.de

Spendenaufrufe und Flyer senden wir umsonst zu.

Gegen Vorkasse schicken wir:

die Broschüren

Einzelexemplar: 5,- Euro

5 Exemplare: 15,- Euro

10 Exemplare: 25,- Euro

Set mit dieser und fünf weiteren Broschüren der Vorjahre: 15,- Euro

Fototafeln (A3) für Stellwände/Veranstaltungen 6 Stck 10 €

DVD mit Filmausschnitten und biografischen Interviews,
(auch für Veranstaltungen und Unterrichtszwecke geeignet) 5 €

Sonderkonto: Komitee für Grundrechte und Demokratie
Kto.-Nr. 8013055 bei Volksbank Odenwald, BLZ 508 635 13
(Bitte Ihre Adresse unter „Verwendungszweck“ eintragen!)

Erste Auflage: März 2012; 8.500 Exemplare

Redaktion und v.i.S.d.P.:

Helga Dieter, Wilfriede Dieter, Brigitte Klaß, Martin Singe

Druck: hbo-druck GmbH & Co. KG, 64683 Einhausen

ISBN: 978 -3-88906-138-6

Titelfoto: Breaking Barriers

FERIEN VOM KRIEG

im Sommer 2011

Komitee für Grundrechte und Demokratie

INHALT

Die Begegnungen im Jahr 2011	5
<i>Helga Dieter</i>	
Ganz herzlichen Dank unseren Spenderinnen und Spendern	7
Ganz herzlichen Dank unseren MitarbeiterInnen	10
Nachrufe auf Rüdiger Pusch	
Ein liebenswerter, innovativer Bedenkenträger hat uns verlassen	13
<i>Khalil Toam: Ansprache am Grab</i>	15
<i>Theo Christiansen, Helga Dieter</i>	
Nachruf auf Wilfried Kassebrock	16
Wie geht es weiter?	
<i>Helga Dieter</i>	
Zunehmende Eiszeit in Israel – Tauwetter in Palästina?	17
<i>Sara Smith: Ein illegaler Besuch bei Nachbarn</i>	20
<i>Stav Shaffir: Die neue soziale Bewegung in Israel</i>	22
1. Gruppe: Junge Israeli und Palästinenser machten „Ferien vom Krieg“ auf dem japanischen ‚Peace Boat‘	
<i>Wilfriede Dieter: Eindrücke von einer etwas anderen Kreuzfahrt</i>	24
<i>Helga Dieter: Ein bisschen Frieden?</i>	27
<i>F. and Danna: Die Gruppe mit neuen Teilnehmenden</i>	30
<i>K. und Eliana: Die Gruppe mit ‚alten‘ Teilnehmenden</i>	31
<i>L. und Keren: Interner Rassismus bei den Israeli?</i>	32
2. Gruppe: Die Frauen im Schlösschen Hofgeismar	
<i>Irit und D., Gudrun und Rose</i>	
Frauen, Frohsinn, Frust und Frieden	38
Kennenlernen	38
Persönliches Narrativ	39
Zukunftsvisionen – ein Staat oder zwei Staaten?	42
<i>Wilfriede Dieter: Überraschende Verschwesterung</i>	45
<i>Wilfriede Dieter, Gudrun Weichenhan</i>	
Hoffentlich von Dauer, ein weiblicher „Rütli-Schwur“	46

<i>Gudrun Weichenhan-Mer</i> Persönliche Eindrücke vom Frauenseminar	49
--	-----------

3. Gruppe: Berichte über das gemischte Seminar in Walberberg

<i>Barbara Esser, Khalil Toama, Angelika Vetter</i> „It's all in Balance now“	53
Unfrieden bei den Friedensverhandlungen	56

<i>Aya und Osnat: Von der Konfrontation zum Dialog</i>	59
<i>Dori G.: Eindrücke als Mitglied der israelischen Gruppe</i>	63

Ferienspiele für palästinensische Kinder

<i>Deutsch-Palästinensischer Frauenverein e.V.</i> Kinder im Gazastreifen	66
<i>Future Generation Hands Association</i> Ferienspiele in Nablus	68

Die Freizeiten im ehemaligen Jugoslawien

<i>Brigitte Klauf: „Den Frieden aufbauen“</i>	70
<i>Brigitte Klauf: Klaus Scherbaum: Friedensaktion in Neum</i>	74
<i>Vanja Nedic: Kasernen zu Friedenscamps</i>	76

Erfahrungen der TeilnehmerInnen in Neum und im Camp	78
<i>Brigitte Klauf: Die Friedensmärsche in den Heimatstädten</i>	82
<i>Dino Vrbanc: Friedensmarsch in Vukovar</i>	82
<i>Alma Dzinic-Trutovic: Friedensmarsch in Tuzla</i>	83
<i>Elma Kico: Besuch in Gornji Vakuf-Uskoplje</i>	84
<i>Azra Basic: Die Linie überwinden</i>	85
<i>Srdana Markov: Die Botschaft weitertragen</i>	87

<i>Albert und Elke Scherr</i> Koalitionen schmieden in einer geteilten Stadt Jugendbegegnung für kosovo-albanische, serbische und Roma-Jugendliche	88
--	-----------

Helga Dieter

Die Begegnungen im Jahr 2011

Im Sommer 2011 konnten wir, wie im Spendenaufwurf angekündigt, zwei Begegnungen in Neum/Bosnien am Meer für 180 Jugendliche aus Bosnien, Kroatien und Serbien durchführen

Besonders erfreulich entwickeln sich die selbstorganisierten Camps für Jugendliche, die früher an den „Ferien vom Krieg“ teilgenommen haben und danach in Friedensinitiativen aktiv geworden sind. Sie fanden im vierten Jahr in wechselnden Heimatstädten statt und erhielten in der Presse starke Aufmerksamkeit. Brigitte Klaß und die langjährige örtliche Koordinatorin Alma Dzinic-Trutovic berichten über die Entwicklungen, und einige TeilnehmerInnen schildern ihre Erfahrungen.

Eine kleinere, bunt gemischte Gruppe aus dem Kosovo fuhr nach Montenegro ans Meer. Albert und Elke Scherr berichten darüber.

Wir waren erfreut über das Angebot des japanischen ‚Peace Boat‘ an unsere Partnerorganisation ‚Breaking Barriers‘, zu sehr günstigen Bedingungen an einer Kreuzfahrt auf dem Mittelmeer teilzunehmen und haben nach vielen Erwägungen zugestimmt.

Die andere große, gemischte Gruppe fuhr wieder in die Jugendakademie Walberberg und die Frauengruppe in die Ev. Akademie Hofgeismar. Da auch bei den gemischten Begegnungen die Hälfte Frauen sind, sind diese in unserem Projekt stark überrepräsentiert.

Mit unseren Partnerorganisationen, die die TeilnehmerInnen nach abgesprochenen Kriterien auswählen und vorbereiten, arbeiten wir seit Jahren zusammen. Auch die von ihnen zur Moderation der Dialogprozesse qualifizierten ‚Facilitators‘ und Übersetzerinnen (arabisch-hebräisch-englisch) sind mehrheitlich ein erfahrenes Team. Die MitarbeiterInnen aus Deutschland haben vor allem die Aufgabe, die Prozesse zu beobachten und diese für unsere Förderer zu dokumentieren.

In Nablus ermöglichten wir 100 Kindern Ferienspiele und unterstützten zwei Kindergärten in Gaza.

Oft werden wir nach der ‚Nachhaltigkeit‘ gefragt. Die können wir nicht testen, doch finden die Gruppen, trotz aller Schwierigkeiten, Wege, sich zu treffen. An verschiedenen Stellen dieser Broschüre wird Bezug auf die Aktivitäten ehemaliger TeilnehmerInnen genommen. Mit einem zweiten Projekt ‚Wandel von unten‘ wollen wir das unterstützen. Das ist nicht ein-

Helga Dieter

Ganz herzlichen Dank unseren Spenderinnen und Spendern

Wir sind glücklich und stolz, dass wir im vergangenen Jahr unser bisheriges Spendenaufkommen noch übertroffen und die Wunschgröße von 400.000 € erreicht haben.

Mit ca. 80% sind weiterhin die Beiträge von etwa 2.000 privaten UnterstützerInnen die Säule des Projektes. Davon spenden etwa 1.500 seit mehreren Jahren. Die Beträge der privaten SpenderInnen reichen von 10 € bis 6.000 €. Die meisten ‚Neuen‘ werden durch diesen ‚Stamm‘ geworben, viele davon bei Familienfeiern. Allen, die zu ihrem Geburtstag, zu Jubiläen oder zu Trauerfeiern zu Spenden aufgerufen haben, sei ganz herzlich gedankt. Es sind zu viele, um sie zu nennen.

Eine verlässliche Säule zur Finanzierung unserer Friedensarbeit sind kleine Friedensinitiativen im ganzen Land, die manchmal mit großem Aufwand Benefizveranstaltungen organisieren. Stellvertretend danken wir Gerhard Kern, der schon seit einigen Jahren bei Benefizkonzerten Schubert-Lieder singt.

In vielen Kirchengemeinden werden regelmäßig Kollekten gesammelt. (Diese werden meist von Kirchenämtern überwiesen, dann ist es aufwändig herauszufinden, welche Gemeinde uns bedacht hat).

Die Schüler und Schülerinnen der ‚Reformschule Kassel‘ haben durch verschiedene Aktivitäten wieder 7.700 € zusammengetragen – seit 1998 sind das über 35.000 €!

Wir freuen uns, dass immer mehr Ortsvereine von Grünen, Linken und SPD dieses Beispiel für Zivile Konfliktbearbeitung unterstützen. An den Tantiemen der Bundestagsabgeordneten der Linken-Fraktion hatten wir über deren Verein teil. Mögen andere Parteien diesem Beispiel folgen.

Die Personalvertretung der Kreditanstalt für Wiederaufbau hat zu Weihnachten die „Ferien vom Krieg“ zum wiederholten Mal mit einer ansehnlichen Summe bedacht. Auch im Personalrat bei der Kultusministerkonferenz fiel die Entscheidung zur Weihnachtsspende auf unser Projekt.

Durch kostenlose Kopien sponsert die GEW seit Jahren unsere Aktion. Im

Frühjahr hat die Zeitschrift ‚Erziehung und Wissenschaft‘, die mit hoher Auflage an alle Schulen und GEW-Mitglieder versandt wird, eine doppel-seitige Anzeige gedruckt. Auch der Stamm-Verlag und die Druckerei APM verzichteten auf hohe Summen. Viele LehrerInnen haben daraufhin Broschüren usw. als Unterrichtsmaterial angefordert.

Die Sebastian-Cobler-Stiftung und die Clément-Stiftung unterstützen uns seit vielen Jahren. Dieses Geld ist der Grundstock zur Finanzierung von Folgeaktivitäten der ehemaligen TeilnehmerInnen, die mit „den Anderen“ durch gemeinsame Aktivitäten in Verbindung bleiben, etwa die selbstorganisierten Camps im ehemaligen Jugoslawien oder die Folgetreffen von israelischen und palästinensischen Teilnehmern der Vorjahre.

Auch die im letzten Jahr durch einen Hamburger Sponsor gegründete Stiftung zugunsten der „Ferien vom Krieg“ hat den ersten Gewinn gebracht. (Zustifter werden gesucht!).

Den höchsten Betrag (20.000 €) sammelt nach wie vor die Bosnien-Initiative der Cyriakusgemeinde in Frankfurt bei ihren SpenderInnen, wo-von etwa die Hälfte aus den USA kommen, wo die Journalistin Katha Pol-litt seit 1998 in der Zeitschrift ‚nation‘ zu Spenden aufruft.

Obwohl Pfr. Hubertus Janssen inzwischen im Ruhestand lebt, ist das be-trächtliche Spendenaufkommen aus Limburg ihm zu verdanken.

Den kulturellen und finanziellen Höhepunkt im Jahr 2011 gab es in Tübin-gen, wo Brigitte Klaß das Projekt beim Benefizkonzert des Oikomusica Orchesters mit dem Stephanuschor vorstellte und 13.933 € gesammelt wurden.

Im Jahre 2011 wurde die Aktion „Ferien vom Krieg“ durch das Goethe-Institut als deutscher Beitrag für den „Euro-Med Dialogue Award“ der „Anna-Lindh-Stiftung“ vorgeschlagen, die eine Vernetzung von über 1000 Organisationen der Zivilgesellschaft aus 43 Ländern ist. Es ist uns eine große Ehre, dass wir von den Mitgliedern auf den dritten Platz gewählt worden sind.

Diese Aufzählung ist unvollständig, da wir nicht einmal über alle Aktivitä-ten informiert sind, und es uns auch nicht möglich ist, selbst zu den Veran-staltungen zu kommen, weil wir das als Ehrenamtliche bei diesem großen und komplexen Projekt einfach nicht schaffen.

Für alle diese großartigen Anstrengungen wollen wir uns ganz besonders bedanken!



Helga Dieter

Ganz herzlichen Dank unseren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern

Als wir neulich die neue DVD an alle versandt haben, die im Team aus Deutschland mitgearbeitet haben, staunten wir selbst, dass dies über 100 Dankbriefe waren.

Die meisten haben als Assistentinnen bei den Freizeiten in Dalmatien mitgearbeitet und sind jetzt berufstätig. Sie sind dem Projekt noch verbunden, wenn auch inzwischen mehr mit Rat als durch Tat.

Albert und Elke Scherr waren schon 1994 mit Hanne und Klaus Vack bei der ersten Gruppe auf der Insel Hvar dabei. In den letzten Jahren haben sie mit Amica Freiburg die Gruppen, die aus dem Kosovo nach Montenegro ans Meer fahren, koordiniert.

Seit 1999 hilft Klaus Scherbaum bei diversen Organisationsarbeiten in Frankfurt und dokumentiert die Freizeiten und Workshops in Neum jeden Sommer durch Fotos und Videos.

Im selben Jahr war Brigitte Klaß vom Komitee-Vorstand erstmals bei einer Gruppe aus Bosnien/Kroatien/Serbien und hat seitdem jeden Sommer zwei Wochen dort verbracht. Sie hat inzwischen die Koordination für diese Begegnungen übernommen.

Helga Krimphove und Gabriele Violet arbeiten als Shiatsu-Praktikerinnen seit dem Jahr 2000 mit. Beide begleiteten Gruppen aus Bosnien/Kroatien/Serbien, aber auch aus Mazedonien und dem Kosovo. Gabriele sorgt nun schon seit Jahren für die Entspannung der TeilnehmerInnen aus Israel und Palästina, seit einigen Jahren unterstützt durch Henriette Rodriguez. Das hat häufig in sehr emotional aufgeladenen Situationen die Gemüter beruhigt. Helga Krimphove hat zu der anstrengenden Massagearbeit im Sommer auch die Koordination der Shiatsu-MitarbeiterInnen übernommen, das sind jährlich sechs bis sieben Ehrenamtliche.

Ebenfalls im Sommer 2000 übernahm Wilfriede Dieter die Koordination einer Freizeit im ehemaligen Jugoslawien. Mit Brigitte Klaß arbeitete sie an der Entwicklung des Konzepts von gemeinsamen Erholungsfreizeiten hin zu friedenspädagogischen Seminaren. Die bis heute durchgeführte Dubrovnik-Ralley, eine Stadterkundung von Jugendlichen der ehemaligen Kriegsparteien auf den Spuren der Zerstörungen, wurde von ihr entworfen.

Vom Sommer 2007 bis 2011 koordinierte sie die Begegnungen israelischer und palästinensischer Frauen. Das war nicht leicht! An der Erstellung der Broschüren und der DVD hat sie großen Anteil.

Seit 2002 laden wir junge Erwachsene aus Israel und Palästina nach Deutschland ein. Neun Jahre lang engagierte sich Rüdiger Pusch bei der Entwicklung eines Konzepts für diese Dialogseminare und war bei der Realisierung in den Gruppen präsent. Er starb plötzlich im September 2011. Fast genau so lange kümmert sich Angelika Vetter unermüdlich um das Wohlergehen der TeilnehmerInnen durch Krankenbetreuung, die Organisation der Ausflüge, ihren Kontakt zur Küche, Anregungen für die Workshops und die Freizeit sowie durch persönliche Gespräche. Sie hat als Ethnologin lange bei den Beduinen im Negev gelebt und unterstützt deren Kampf gegen Vertreibung.

Khalil Toama spricht Arabisch und Hebräisch, Deutsch und Englisch. Ein solches Sprachgenie ist die ideale Person, um die Prozesse zu dokumentieren. Zugleich ist er der ‚Onkel‘, dem sich TeilnehmerInnen beider Seiten anvertrauen.

Kaum älter als die TeilnehmerInnen ist ‚Bruder‘ Muhammad Khaskeia, der ebenfalls der palästinensischen Minderheit in Israel entstammt und durch seine fröhliche Ausstrahlung das alte Team manchmal aus der Routine reißt.

Barbara Esser gehört auch zu unserem ‚Nachwuchs‘. Sie hat als Freiwillige in Israel und der Westbank gearbeitet. Sie kennt die Verhältnisse und lässt sich nicht vereinnahmen, weder politisch noch durch persönliche Wünsche und Ansprüche.

Im Frauenseminar versucht Rose Kasabre-Bauer seit vier Jahren, die Wünsche der Teilnehmerinnen zu erfüllen und dokumentiert den Prozess, besonders auch die uni-nationalen Zusammenkünfte der Palästinenserinnen. Durch die Besuche bei ihrer Familie und als Reiseleiterin in der Westbank hält sie viele Kontakte zu TeilnehmerInnen aufrecht.

Die Kasseler Studentin Lea Kohlhage hat nicht nur geholfen, durch Lockerungsübungen am ersten Tag das Eis zu brechen, sondern hat die Koordinatorin auch praktisch entlastet.

Neu im Team ist Gudrun Weichenhan-Mer. Sie hat siebzehn Jahre in Israel gelebt und bringt außer ihrer Sprachkompetenz auch Lebenserfahrungen mit, die mit dem Konflikt zusammenhängen. Ihre Schwiegermutter war Arna Mer, die in Jenin das Kindertheater gründete. Ihr Schwager Guiliano drehte darüber den viel diskutierten Film ‚Arna’s children‘. Nach der Zer-

störung des Theaters durch die israelische Armee baute Guiliano es wieder als ‚Freedom Theater‘ auf. Er wurde vor einem Jahr ermordet.

All diese MitarbeiterInnen müssen nicht nur den Konflikt zwischen den Gruppen aushalten, sondern auch die Spannung zwischen der Solidarisierung mit den Leidensgeschichten und der professionellen Distanz des Beobachters.

Im Frankfurter Büro arbeitet seit Dezember 2011 Birgit Hogefeld mit einer ½ Stelle, weil die Verwaltungsarbeit nur durch ehrenamtliche Hilfe nicht zu bewältigen ist. Sie hat in ihrem Studium schon Seminararbeiten zu unserem Projekt geschrieben. Ohne sie wäre die eindrucksvolle DVD zu Beginn des Jahres nicht zustande gekommen.

Manchmal erreichen uns Anfragen von SpenderInnen, die bei den Begegnungen aktiv mitarbeiten wollen. Das ist schwierig, weil die Gruppen ihre ‚Facilitators‘ mitbringen, und das Team aus Deutschland seit Jahren eingespielt ist. Ein großer Bedarf besteht aber bei Übersetzungen (Arabisch, Hebräisch, Bosno-serbo-kroatisch, Albanisch und Englisch) und bei der Hilfe im Büro in Frankfurt.

Aber alle können das Projekt aktiv unterstützen, indem sie unser Informationsmaterial verteilen oder bei entsprechenden Veranstaltungen auslegen, indem sie Presseleute über die Aktion informieren oder diese bei Stiftungen vorschlagen usw.

VIELEN DANK FÜR DIE HILFE IM JAHR 2011!

Kürzung und Bearbeitung der Berichte: Helga Dieter, Wilfriede Dieter, Brigitte Klaß, Martin Singe

Übersetzungen für diese Dokumentation und die Website: Helga Dieter, Wilfriede Dieter, Rebekka Edelmann, Rose Kasabre-Bauer, Brigitte Klaß, Bernd Leineweber, Christine Mussel, Hartmut Raffel, Mousa El-Sosah, Khalil Toama, Daniel Wolf, Aviv Melamud, Gudrun Weichenhan-Mer, Veronika Gerhard,

Spendenverwaltung: Erna Caesar, Helga Dieter, Hiltrud Gass, Günter Pabst, Martin Singe, Dirk Vogelskamp, Wilfriede Dieter

Öffentlichkeitsarbeit: Helga Dieter, Wilfriede Dieter, Birgit Hogefeld, Brigitte Klaß, Cornel Raca, Klaus Scherbaum, Khalil Toama

PC und Webseiten: Harald Lorenz, Denis Uber, Zusammen e.V.

Druck und Kopien: hbo-druck, GEW-Hauptvorstand, Agentur Leo Burnett
Fotos: Breaking Barriers, Alma Dzinic-Trutovic (prijateljice), Rose Kasabre-Bauer, Klaus Scherbaum, Tawasul, Gudrun Weichenhan-Mer

Nachrufe

Helga Dieter

Ein liebenswerter, innovativer Bedenkenträger hat uns verlassen

Im September ist unser Mitarbeiter Rüdiger Pusch im Alter von 62 Jahren plötzlich gestorben. Er kämpfte jahrzehntelang gegen die Militarisierung der deutschen Gesellschaft, wobei ihm seine Tätigkeit als Rechtsanwalt bei der Beratung von Kriegsdienstverweigerern und Stellungnahmen für die DFG-VK oder ‚pax christi‘ zugute kamen. Seine soziologischen Studien und sein politisches Engagement im Sozialistischen Büro machten ihn zum profunden Gesprächspartner. Nachdem er auch noch eine



Ausbildung als Mediator abgeschlossen hatte, engagierte er sich im Projekt „Ferien vom Krieg“, das immer größere Bedeutung für ihn gewann.

Es ist nicht einfach, Rüdiger zu charakterisieren. Vielleicht würde ihm das gefallen: Ein liebenswerter, ruhiger Mensch mit Hang zu heftiger Streitkultur, ein innovativer Bedenkenträger, ein preußischer Antiautoritärer, ein ungehorsamer Jurist – kurzum – ein Frankfurter Dialektiker im Kopf und aus dem Bauch

Immer wenn ich glaubte, ein Projekt sei geplant, ein Bericht geschrieben, die möglichen Folgen bedacht, kam Rüdiger mit grundsätzlichen Skrupeln, wohlbegründeten Einwänden oder auch mit Bedeutung aufgeladenen Nebensächlichkeiten, so dass ich manche Briefe begann mit „Meine liebe Nervensäge“.

So ging es auch mit dem Plan, ein Seminar auf dem japanischen ‚Peace Boat‘ stattfinden zu lassen. Einmal sah er dies als große Chance zur Übernahme fremder Perspektiven, dann wieder als reine Zeitverschwendung. Als er beim Einchecken seinen Namen in japanischer Schrift sah, freute er sich ausgelassen.

Wir werden seinen kritischen Geist vermissen.

Eliana A.

Ich lernte Rüdiger schon 2003 kennen als israelische Teamerin der Friedensschule bei den „Ferien vom Krieg“. Es war Liebe auf den ersten Blick. Nicht die romantische Art, sondern eine tiefe menschliche Zuneigung vom ersten Augenblick an. Es war seine Ausstrahlung von Wärme, Ruhe, Freundlichkeit, Klugheit und sein feiner Humor, die die Gespräche mit ihm so erfreulich machten.

Am Ende des Seminars wollte ich ihm zum Dank etwas schenken und entschied mich – es war ein kühler Sommer – für einen beigen Pulli.

Zuletzt erlebte ich ihn im Frühjahr auf dem ‚Peace Boat‘, wo er als Beobachter in meiner Gruppe saß und zuhörte. Ich weiß, dass er mit Vielem nicht einverstanden war, vor allem als ich auf einem Podium gegen die Politik Israels Stellung nahm. Es ging ihm wohl weniger um den Inhalt als um die professionellen Standards als Moderatorin, die ich mit der öffentlichen Meinungsäußerung verletzte, und auf die er immer streng achtete.

In Bari aßen wir zusammen Pizza, dann ging er allein spazieren, das wollte er so. Erinnerungen können so seltsam sein: sein Lächeln, aber auch der beige Pulli, den er nach so vielen Jahren noch trug.

Zum Abschied sagten wir „Auf Wiedersehen“ und dachten nicht, dass es das letzte Mal gewesen ist.

Mohammad

Im Namen der palästinensischen Teilnehmer und des Teams möchte ich unser tiefes Beileid ausdrücken. Wir haben einen lieben und großzügigen Menschen verloren, der durch seine professionelle Sensibilität wesentlich zur Annäherung der Standpunkte zwischen den verschiedenen Parteien in diesen schwierigen Zeiten beitrug. Er beobachtete die Individuen und Gruppen jeden Tag während des Camps. Ohne die Sprachen zu verstehen konnte er das Verhalten und die Reaktionen der Teilnehmer analysieren. Das hat uns immer wieder überrascht. Er hat durch seine Ausbildung und Erfahrung an Ton und Körpersprache erkannt, was los war.

Wir verloren einen lieben Begleiter. Möge Deine Seele in Frieden ruhen.

Rüdigers Beitrag zum Konzept

Rüdiger hat über die Beobachtungen der Prozesse in den Seminaren hinaus auch die Rolle der Moderatoren reflektiert. Dabei sind in den Broschüren einige bemerkenswerte Texte zu Dialogprozessen entstanden. (2003 „Wer ist Opfer? Wer ist Täter?“; 2005 „Den Panzer knacken“; 2006 „Ein Friedensseminar im Krieg“; 2008 „Der Mensch wird am Du zum Ich“, www.ferien-vom-krieg.de)

Khalil Toama

Ansprache am Grab

Liebe und geehrte Trauergäste.

Ich habe nicht erwartet, heute endgültig Abschied von Rüdiger Pusch zu nehmen. Wir haben uns zuletzt in diesem Sommer auf dem japanischen ‚Peace Boat‘ getroffen. Durch die jahrelange, gemeinsame Arbeit mit palästinensischen Jugendlichen sowie jüdischen und arabischen Israeli, hatte ich die Möglichkeit, mit ihm direkt in Kontakt zu kommen. Über seine Person habe ich dennoch wenig erfahren können. Bei uns im Orient – ich bin nämlich Palästinenser mit israelischer Staatsangehörigkeit – hätte man fast alles über die Familie erfahren. Aus seinem Mund kam sehr wenig Privates, umso mehr über seine Prinzipien beim Engagement für die „Sache“. Daher kann ich überhaupt nicht behaupten, dass ich einen Freund – im orientalischen Sinne – verloren habe. Trotzdem ist mein Verlust groß. Ich habe einen geduldigen, nachdenkenden und stets um Neutralität bemühten Kollegen verloren. Ich habe seine Fähigkeit bewundert, stundenlange Diskussionen in zwei ihm völlig unbekanntem Sprachen, nämlich Arabisch und Hebräisch, zu verfolgen, aber dennoch mit minimaler Hilfe die richtigen, zutreffenden Schlüsse daraus zu ziehen. Ich habe es bewundert, wie er in diesem mit Gefühlen aufgeladenen Konflikt eben nicht emotional reagiert hat, sondern nach außen stets Neutralität und Verständnis ausgestrahlt hat. Ich konnte bei ihm nicht tiefer dringen. Die Tatsache, dass wir auf dem Schiff für zwei Wochen dieselbe Kabine geteilt haben, hat uns in diesem Sinne nicht näher gebracht.

Was ich vermissen werde, sind die nächtlichen, heißen Diskussionen im Team aus Deutschland über Pazifismus, Militarismus, Frieden, Kompromisse, Widerstand, Gewaltanwendung und Gewaltlosigkeit etc. Ich empfinde im Moment, dass der Verlust eines Menschen, den ich bewundere, genau so schmerzhaft ist wie der Verlust eines geliebten Freundes.

*Muhammad
Khaskeia, Helga
Dieter, Khalil
Toama und
Rüdiger Pusch*



Theo Christiansen, Helga Dieter

**Anfang März 2012 ist unser langjähriger Förderer und Stifter
WILFRIED KASSEBROCK
in Hamburg gestorben.**

Herr Kassebrock und seine Frau waren dem Komitee für Grundrechte und Demokratie und insbesondere dem Projekt „Ferien vom Krieg“ eng verbunden. Im Juli 2010 schrieb er uns: „Ich bin seit vielen Jahren (1992/93) Fördermitglied des Komitees; besonders bin ich beeindruckt von Ihrem Projekt „Ferien vom Krieg“, das ich ebenfalls langjährig unterstütze. Ich (83 Jahre) beabsichtige eine Stiftung zu errichten, deren Hauptzweck die regelmäßige Unterstützung dieses Projektes sein soll.“ Herrn Kassebrock, früher beruflich bei der „Bank für Gemeinwirtschaft“ in Frankfurt tätig und seiner Frau, die in interkulturellen Projekten in Frankfurt engagiert war und sich sehr für Kontakt der Jugendlichen aus Kriegsgebieten interessiert hatte, lag daran, ihr Vermögen diesen Zielen zugute kommen zu lassen. Es folgten einige Gespräche und ein Briefwechsel zur Präzisierung der Stiftungsziele und Satzungsfragen.

Im Dezember 2010 starb Frau Kassebrock in Hamburg, wohin das Ehepaar aus Gesundheitsgründen seinen Alterssitz verlegt hatte. So fand die Gründung der Stiftung "DIALOGE und BEGEGNUNGEN" im Sommer 2011 leider ohne sie statt. Mit der Gründung wollte ihr Mann aber insbesondere auch ihr Vermächtnis verwirklichen. So wurde festgelegt, dass vor allem die Aktion „Ferien vom Krieg“, aber auch weitere Dialogprojekte des Komitees oder anderer Initiativen unterstützt werden sollen.

Theo Christiansen, der geschäftsführende Vorsitzende des Komitees für Grundrechte und Demokratie, gehört dem Stiftungsrat an. In den letzten Monaten haben er und Herrn Klimsa, das dritte Mitglied im Stiftungsrat – mit Herrn Kassebrock beraten, wie eine Öffentlichkeitsarbeit aussehen könnte, um Zustiftungen einzuwerben. Diese Arbeit wird nun ohne die beiden Stifter fortgesetzt werden.

Wir sind traurig, dass der Begegnung mit Frau und Herrn Kassebrock, die ihre Kraft, ihr Engagement und ihr Vermögen auch für unsere Initiativen zur Verfügung gestellt haben, nicht mehr Zeit gegeben war.

Helga Dieter

Wie geht es weiter?

Zunehmende Eiszeit in Israel – Tauwetter in Palästina?

Von Anbeginn der Begegnungen 2002 war eine latente Angst vor der Rückkehr nach Hause zu spüren. Insbesondere die Palästinenser fürchteten sich vor sozialer Isolierung, Diskriminierung und Strafe wegen der Verdächtigung des ‚Vaterlandsverrats‘. Sie wollten deshalb in den ersten Jahren nicht fotografiert werden, keinesfalls den Mitgliedern einer anderen palästinensischen Organisation begegnen usw. Das hat sich geändert. Viele von ihnen wünschen sich nun, dass die Mission über die Leiden ihres Volkes, die sie gegenüber den Israeli herausschreien wollen, auch die Öffentlichkeit erreicht.

Manche politisch links engagierte Israeli meinten, dass ihre Erziehung in Familie und Schule darauf angelegt sei, Ängste (vor den Arabern) zu schüren. Die Teilnahme an den Begegnungen könne zwar in der Familie und dem Freundeskreis Kontroversen auslösen, auch zur sozialen Isolierung führen und Nachteile bei der Stellensuche oder Karriere haben, aber dies alles in Kauf nehmend, könne man seine Meinung frei äußern und im Kreise von Gleichgesinnten auch unbehelligt leben.

Das scheint sich zu ändern.

Im April 2011, bei einer Veranstaltung in Berlin, referierten zwei unserer Moderatorinnen über fünf Gesetze, die in Israel zur Verabschiedung anstünden und den bisherigen latenten Rassismus und Zensur öffentlich legitimierten:

- Die Aberkennung der Staatsbürgerschaft bei denjenigen, die kein Bekenntnis zum *jüdischen* Staat ablegen.
- Das Verbot, der Flucht und Vertreibung der Palästinenser zu gedenken (*Nakba*).
- Die Bestrafung der Unterstützung von Boykottaufrufen gegen Israel.
- Das Verbot der Unterstützung von Oppositions- und Menschenrechtsgruppen durch ausländische Organisationen.
- Das Recht der (illegalen) Siedler, ihre Mitbewohner auszuwählen.

Die staatlichen Repressionen hätten sich bisher vor allem gegen die palästinensische Minderheit gerichtet, die für den Abriss ihrer Häuser auch noch selbst zahlen musste. Sie zielten nun auch auf jüdische Oppositionelle. Eine der beiden Frauen lebt in Berlin, auch die zweite will Israel verlas-

sen und bemüht sich gerade um ein Auslandsstipendium.

Noch dramatischer äußerte sich eine andere israelische Moderatorin auf dem ‚Peace Boat‘. Ihre Großeltern haben durch die Emigration nach Israel den Holocaust überlebt. Als sie auf ein Podium gebeten wurde, appellierte sie an die internationalen Repräsentanten: *„Wir israelische Oppositionelle werden bald im Gefängnis landen. Viele leben schon im Ausland. Ihr müsst uns helfen! Das wirksamste Mittel ist der wirtschaftliche Boykott Israels und die Einstellung der Zahlungen an dieses Regime. Es richtet unser Land zugrunde. Ihr müsst uns helfen! Dafür, was ich hier sage, kann ich inzwischen zu Hause ins Gefängnis kommen!“*

Auch Jossi geht mit seiner oppositionellen Haltung offen um. Er war sechs Jahre als Offizier bei der Marine und an der Blockade von Gaza beteiligt. Nachdem er vor zwei Jahren an den „Ferien vom Krieg“ teilgenommen hatte, schloss er sich der Gruppe ‚Breaking the Silence‘ an, in der aktive Soldaten und Reservesoldaten Schikanen, Menschenrechtsverletzungen usw. bei der Armee enthüllen.

Seit letztem Jahr beobachten wir verstärkt, dass in Israel die Kriminalisierung von Kontakten in die besetzten Gebiete ihre einschüchternde Wirkung nicht verfehlt. Während uns vor ein paar Jahren die wenigen Israeli, die es gewagt hatten, allein Besuche in der Westbank zu machen, anschließend stolz und triumphal über diesen Rechtsverstoß erzählten, so werden solche Besuche nun auch hinterher geheim gehalten.

Israel ist eine durch und durch militarisierte Gesellschaft. Die dreijährige Wehrpflicht und die anschließenden jährlichen Reservedienste sind unumstritten. Der Einfluss der Armee im zivilen Leben auf Schulen, Fernsehsender usw. wird als selbstverständlich genommen. Wer nicht gedient hat, wird kaum Arbeit oder eine öffentliche Wohnung finden usw. Selbst unsere Begegnungen wurden davon geprägt, insofern wir die Altersgruppe auf die Zeit nach dem Wehrdienst angehoben haben. Umso erfreulicher ist es, dass in den letzten Jahren auch aktive Soldaten an den Seminaren teilgenommen haben, auch solche, die an den Checkpoints Dienst tun. Ein Palästinenser hat vor zwei Jahren in einer Israelin die Soldatin erkannt, die ihn bei einer Demonstration in Bi‘lin geschlagen und festgenommen hat. Das sind natürlich spannungsgeladene Situationen.

Im Sommer 2011 mussten wir kurzfristig einige KandidatInnen austauschen, weil zwar der vorgesetzte Offizier die Teilnahme genehmigt hatte, dann aber von höherer Stelle der Befehl kam, dass sie nicht fahren dürften.

Wir wissen nicht, ob das widersprüchliche Entscheidungen in einem Regiment waren, oder es durch das Ministerium eine Verfügung gibt.

Als Ausdruck eines verstärkten nationalistischen Anpassungsdrucks kann auch die Präsentation der Israelis beim kulturellen Abend auf dem ‚Peace Boat‘ interpretiert werden.

Die Palästinenser führten – wie üblich mit leichter Selbstironie – eine traditionelle, palästinensische Hochzeit vor: mit Brautwerbern, Überprüfung von Gesundheit und „weiblichen“ Tugenden der jungen Frau, Singen und Tanzen. Die Zuschauer wurden kulturell kulinarisch mit Satar und Olivenöl auf Weißbrot eingestimmt.

Auch die kulturelle Selbstdarstellung der Israeli ist in der Regel ironisch gefärbt, besonders im letzten Jahr (siehe Broschüre 2010). Nun waren wir überrascht, eine politische Propagandaschau zu erleben. Am Saaleingang erhielt jeder Zuschauer einen Liedtext: „Together, side by side“, mit blinkenden Sternen, offenen Herzen, Hoffnung und Liebe, und dazwischen die israelische Flagge. Die sich anschließende Präsentation begann mit den Verheißungen Gottes an Abraham als Anfang der Geschichte Israels. Nach der kommentierten szenischen Vorstellung religiöser Riten und Feste mit Tanz und Frohsinn folgte dann aber die Gründung Israels, illustriert mit Politikerfotos: Ben Gurion, Golda Meir usw. Eine Landkarte zeigte ganz Palästina und drückte die Landansprüche der äußersten Rechten in Israel aus. Eine so offensiv nationalistische Präsentation gab es bisher in den Seminaren noch nie.

Die Moderatoren erklärten dies nachher mit dem Einfluss der konservativen Einwanderergruppen (Russen, Mizrachi), die sich erstmals gegen die Dominanz der meist linksliberalen Ashkenasi mit westeuropäischer Tradition gestellt hätten. (Erklärungen s.u.). Mit dieser Interpretation konnten sie sich irgendwie trösten, denn für den Verständigungsprozess war das ein Rückschlag.

Im Zusammenhang mit dem Abbruch der fiktiven Friedensverhandlungen durch die israelische Delegation in der anderen gemischten Gruppe in Walberberg (s.u.), erscheint mir diese Präsentation als Ausdruck eines massiven politischen ‚Roll-back‘ in der israelischen Politik und Gesellschaft. Um aber auch eine positive Interpretation zu bieten, könnte es sein, dass wir bei den BewerberInnen für die Seminare nun in rechten Gewässern fischen. Das wäre allerdings wünschenswert, auch wenn die Arbeit dadurch noch schwieriger wird.

Sara Smith

Ein illegaler Besuch bei Nachbarn

Wenn ich das bedeutendste Ereignis dieses Jahres nennen sollte, würde ich mich für meine Teilnahme an der israelischen Delegation bei ‚Ferien vom Krieg‘ im Sommer 2010 entscheiden. Ich war Teil einer israelisch-palästinensischen Gruppe, die für zwei Wochen nach Deutschland kam, um zusammen einen intensiven Dialog zu führen und sogar simulierte Verhandlungen zwischen Israel und Palästina zu wagen.

Ich kam anfangs mit einem sehr vorgefassten, theoretischen Blick auf die Probleme, die wir diskutierten. Ich war mir durchaus nicht sicher, ob ich etwas Neues lernen oder meine Sichtweise ändern würde. Ich hatte das Gefühl, schon ziemlich links zu sein, war aber doch unsicher – weil ich gerade meine drei Jahre Militärdienst beendet hatte – wie der Dialog verlaufen würde, welche Themen diskutiert würden.

Diese zwei Wochen erwiesen sich als ein faszinierendes Erlebnis, in dem ich das Narrativ beider Seiten über ihre Lebensrealität kennenlernte und die seltene Chance hatte, zusammen mit den Anderen zu leben und sie kennenzulernen. Ich hatte die Möglichkeit, nachdem ich all die harten Lebensgeschichten von beiden Seiten gehört hatte, meine Werte zu überprüfen.

Nach der Rückkehr nach Israel suchte ich weiter nach Möglichkeiten, meinen Lernprozess fortzusetzen, der mir wirklich die Augen geöffnet hatte. Jetzt wollte ich mich selbst über das Leben in der West Bank informieren und Wege finden, um das Gespräch mit den Palästinensern fortzusetzen. Ich wollte mein Verständnis und Wissen erweitern und das Erfahrene an Andere weitergeben.

Deshalb nahm ich Kontakt auf mit A., dem palästinensischen Leiter, zu dem ich im Camp Vertrauen entwickelt hatte. Er war glücklich, mich in sein Haus und in seine Familie einzuladen und mir seine Erfahrungen mitzuteilen. Schon bald besuchte ich ihn in seinem Haus in der Westbank, lernte seine Familie und ihr Leben kennen, kam mit allen ins Gespräch, von der Oma bis zu seinem Sohn meines Alters und diskutierte mit Muhammed grundlegende, vitale Fragen.

Angesichts meiner Begeisterung lud mich A. zu einer einmaligen, äußerst bedeutungsvollen Reise ein: ich lernte Städte, Ortschaften und Flüchtlingslager rund um Nablus kennen. Ich war überwältigt, sah die

Weiterentwicklung in den Städten und die Schwierigkeiten in den Dörfern. Ich sah beides: den normalen Ablauf aber auch besondere Ereignisse in ihrem Leben. Und zur gleichen Zeit sah ich den Konflikt, der sie einkesselt, die Mauer, die Checkpoints, die unterentwickelte Infrastruktur und vieles mehr.

Diese paar Tage in der West Bank, wo ich Palästinenser traf und ihre Geschichten hörte – nicht fernab – sondern hier vor Ort, wo ich die Palästinensergebiete nun mit eigenen Augen sah, waren eine echte Fortsetzung meiner Zeit in Deutschland. In den ‚Ferien vom Krieg‘ wurde ein Feuer in mir entfacht, zurück in meiner Heimat Israel spürte ich die Pflicht, es zur Flamme zu entwickeln, mehr Licht bei meiner Umgebung zum Leuchten zu bringen, meine eigenen Augen weiter zu öffnen und auch Anderen die Augen zu öffnen für die verschiedenen Aspekte unserer Realität in unserer Region.

Als Folge dieser Erfahrungen engagierte ich mich mehr in der Politik: als Freiwillige in verschiedenen Initiativen, die sich für das Ende der Besatzung und für Frieden einsetzen. Ich verbreite diese Überzeugungen bei meinen StudienkollegInnen, meiner Familie und meinen Freunden.

Ich erlebte einen Sommer in Deutschland, der mir die Augen öffnete, unzählige Einsichten zur Folge hatte, und mich auf einen Weg führte voller Aktivismus und der Suche nach einer Lösung.

(Ich werde manchmal gefragt, wie denn das mit einem illegalen Besuch in den besetzten Gebieten praktisch funktioniere, wegen der Checkpoints usw. Zu vielen Orten ist das relativ einfach. Israelische Staatsbürger können mit ihren Autos oder Taxis mit gelben Nummern auf den Siedlerstraßen fahren, die die Westbank inzwischen durchziehen. Überall, wo früher eine Straße abbog oder eine Kreuzung war, sind Erd- und Steinwälle aufgeschüttet. Da klettert man irgendwo drüber, und auf der anderen Seite stehen die palästinensischen Freunde. Deren Autos haben grüne Nummern. Sie können nicht auf den Siedlerstraßen fahren).

Stav Shaffir

Die neue soziale Bewegung in Israel

Unter den ehemaligen TeilnehmerInnen, die politisch aktiv wurden, ist Stav Shaffir die prominenteste. Interviews und Fotos erschienen in fast allen deutschen und internationalen Zeitungen und Sendern.

Ein halbes Jahr nach der Rückkehr aus Deutschland waren Stav und eine Freundin die Ersten, die ein Zelt an prominenter Stelle von Tel Aviv aufstellten, weil sie keine bezahlbare Wohnung fanden. Bald wuchs eine Zeltstadt heran, und immer mehr Menschen schlossen sich den Protesten an. Sie fanden Nachahmer in anderen Städten Israels – über 300.000 Menschen haben an einem Wochenende gegen den Sozialabbau in Israel demonstriert. Stav war als hübsche und eloquente junge Frau in allen Medien zu sehen.

Ich bat sie im Oktober um einen Artikel für diese Broschüre. Die Antwort lautete: *„Ich bin so extrem mit der Protestbewegung beschäftigt, dass ich keine Zeit dazu finde. Vielleicht, wenn es ruhiger wird – falls dies je der Fall ist.“*

Im Winter fragte ich noch einmal an: *„An Eurer Bewegung schätze ich, dass Ihr eine Graswurzel-Initiative bleiben wollt und Distanz zu den herrschenden Parteien wahrt, und dass Ihr versucht, sehr unterschiedliche gesellschaftliche Gruppen zu erreichen. Wir haben die gleichen elementaren Prinzipien. Wenn Du keine Zeit hast, um einen kurzen Artikel zu schreiben, wie die Begegnung mit den Palästinensern Deine Einstellungen und Gefühle beeinflusst hat, würde ich Dich gern anrufen, um ein paar Fragen zu stellen.“*

Ich erhielt keine Antwort mehr bis zum März 2012, als diese Broschüre in die Druckerei sollte. Es war mir wichtig genug, alles wieder zu ändern. Die Fragen schickte ich per mail.

1. Im Rückblick auf das Seminar:

Welche Eindrücke sind geblieben?

Stehst Du in Kontakt mit Gruppenmitgliedern? Wie?

2. Ich lese viele Artikel über die neue Bewegung. Es gab eine Debatte unter den Aktivisten: Die Bewegung soll nur auf soziale Probleme zielen, um viele verschiedene Menschen einzubeziehen. Oder: Die Bewegung soll auf den Zusammenhang zwischen den Kosten der Besatzung und dem Abbau der sozialen Infrastruktur zielen. Was ist Deine Meinung?

In einem Interview hast Du von einer Solidaritätsaktion in Jenin erzählt. Was war dort?

3. Viele unserer Freunde in Israel und Palästina sind zur Zeit sehr beunruhigt über einen drohenden Krieg mit Iran. Was meinst Du?

Wieder antwortet Stav nicht. Ich kann darüber, nach der Lektüre einiger Interviews, nur Vermutungen äußern: Die Initiatoren der Zeltstadt waren überrascht, wie breit der Protest gegen den Sozialabbau in die ‚normale‘ Bevölkerung reichte. Sie



wollten die Bewegung auf diesen Zweck beschränken und nicht durch das brisante Problem der Besetzung spalten. Dabei war ihnen die Beteiligung der arabischen Minderheit in Israel wichtig. (Das sind im offiziellen Sprachgebrauch in Israel ‚Araber‘ und nicht ‚Palästinenser‘). So betont Stav ständig, dass bei den Rednern auch ein Araber war, dass Juden und Araber Arm in Arm protestiert hätten usw. Das sind für die öffentliche Meinung in Israel schon radikale Äußerungen.

Doch die Besetzung ist kein Thema der Protestbewegung, obwohl der Zusammenhang zwischen den enormen Ausgaben für das Militär mit dem Sozialabbau auf der Hand liegt. Nur in wenigen Artikeln wird danach gefragt. Dann weicht Stav aus: „Wir haben uns immer unter dem Druck der Nachbarländer gefühlt, die Araber sind sich untereinander nicht einig.“ „Wir arbeiten an Lösungen, auf die sich alle Israelis einigen können;“ „Die Einheit aller Israelis ist wichtiger als das trennende politische Element.“

Stav weiß natürlich, dass für uns genau die Fragen interessant sind, die sie ausblenden will.

Uri Avneri, der Nestor der israelischen Friedensbewegung, bezweifelt, dass der Schwung der Protestbewegung aufrechterhalten werden kann, wenn sich die Aktivisten selbst eine Schere im Kopf verordnen.

Junge Israeli und Palästinenser machten ,Ferien vom Krieg‘ auf dem japanischen ,Peace Boat‘

Wilfriede Dieter

Eindrücke von einer etwas anderen Kreuzfahrt

Mit einer Delegation des deutsch-japanischen Friedensforums reiste ich in den achtziger Jahren drei Wochen lang durch Japan.

Von ihnen hörte ich vom ,Peace Boat‘: Junge Friedensaktivisten seien 1983 zum ersten Mal mit einem gecharterten Schiff in die Nachbarländer gefahren – als kreative Antwort auf die regierungsamtliche Zensur, Japans Kriegsverbrechen auch nur zu nennen – um in persönlichen Gesprächen ihre Bereitschaft zur Anerkennung des Unrechts und Versöhnung zu zeigen. Seitdem fanden über 70 regionale und globale Reisen des ,Peace Boat‘ statt. Häufig werden Hilfsgüter gesammelt und überreicht. Weltweit werden Aktionen initiiert oder unterstützt, insbesondere gegen Atomwaffen.

Ein wohlgeordnetes, quirliges Leben an Bord schwappte über uns. An den Tagen auf See gab es ein informatives und amüsantes Programm für die sehr jungen und ziemlich alten Japaner, das in der täglichen japanischen und englischen Bordzeitung bekannt gemacht wurde. Viele waren in der ,Bord-Uni‘ eingeschrieben, lernten Englisch, Spanisch oder Französisch, und nahmen an Kursen über Demokratie, Geographie, Geschichte etc. teil. Täglich gab es Einführungen in Kultur und Politik der Länder und Städte, die als nächstes angelaufen wurden.

Unsere Seminarteilnehmer aus Palästina und Israel hatten reichlich Anregungen bei den Landgängen, arbeiteten aber an den Bordtagen konzentriert in ihren Gruppen. Die MitarbeiterInnen des ,Peace Boat‘ zeigten sich von unserer Arbeit so beeindruckt, dass sie in der Bordzeitung ausführlich darüber berichteten und Rüdiger um einen Vortrag über unser methodisches Vorgehen baten.

Das Bildungsprogramm des ,Peace Boat‘ zielte natürlich auf die japanischen Gäste der Kreuzfahrt, doch die Veranstalter erwarteten von unseren TeilnehmerInnen den Besuch mancher Vorträge oder luden eigens Referenten für sie ein. Das war gut gemeint, verkürzte aber die durch die Landbesuche ohnehin knappe Zeit für die Dialoggruppen erheblich. Auch waren manche Vortragsangebote wenig ertragreich für unsere Teilnehmenden und aus unserer Sicht politisch kritikwürdig. So hielt ein früherer hoher Mitarbeiter der Vereinten Nationen einen Vortrag mit vielen Zahlen zur

Abrüstung von Atomwaffen weltweit. Leider vertiefte er das Problem der Nuklearmacht Israel nicht.

Als Vertreter einer unterdrückten Minderheit in Spanien kamen junge katalanische Nationalisten an Bord. Nach einem freien Tag in der reichen Stadt Barcelona klangen die Klagen über die Unterdrückung durch die Zentralmacht in Madrid und die wirtschaftliche Auspressung des Nordens durch den armen Süden nicht so überzeugend. Dass nationalistisch, separatistische Strömungen in Europa meist den Friedenskräften nicht sehr nahe stehen, ist aus japanischer Perspektive sicher schwer einzuschätzen. Für unsere TeilnehmerInnen war es verwirrend und überflüssig.

In den Diskussionen zeigte sich aber, wie ausgehungert die Palästinenser nach Impulsen von außen sind. Einige schilderten ihre Lage als unterdrückte Minderheit in Israel: das Arabische als Sprache zweiter Klasse, Geschichtsunterricht nur aus israelischer Perspektive und Steuerzahlungen an den israelischen Staat ohne entsprechenden Rückfluss. In dieser Diskussionsrunde, wie auch in den anderen, erbaten die Palästinenser immer wieder Ratschläge, wie der Konflikt beendet werden könnte. Außer Solidaritätsbekundungen wussten aber auch die internationalen ReferentInnen keine Antwort.

Äußerst beeindruckt waren alle von den Lebensberichten der Hibakusha, der Überlebenden der Atombomben. Diese schilderten die gesundheitlichen Spätfolgen der Verstrahlung bei ihren Freunden und Verwandten und berichteten von ihrem verzweifelten Eintreten gegen die zivile Nutzung der Atomkraft in Japans Konsensgesellschaft. Sie waren die Einzigen, die auch von Fukushima sprachen, etwa drei Wochen nach dem Super-Gau.

Shinsaku, einer der beiden Mitarbeiter auf dem ‚Peace Boat‘, der unsere Gruppe unermüdlich und freundlich betreute, hielt einen Vortrag über die US-Militärbasis auf Okinawa und die Beziehungen von Japan zu den Vereinigten Staaten. Er betonte voller Verbitterung, dass Japan sich selbst isoliere und mit den benachbarten Staaten im pazifischen Raum verfeindet sei. Die japanische Regierung mache Japans Sicherheit von den USA abhängig. In der Diskussion wollten die Palästinenser Genaueres über die historischen Zusammenhänge der Besatzung Okinawas wissen. Die Israeli fanden es unfassbar, dass eine starke Wirtschaftsmacht wie Japan dem amerikanischen Druck nichts entgegensetzen könne.

Beim japanischen Kulturabend waren wir fasziniert von den jungen Trommlern und von der Kunstfertigkeit der älteren Frauen beim Jonglieren mit Bambusstäben. Später gab es für die Gäste aus Israel und Palästina noch Origami-Faltungen, Schriftübungen oder Fototermine im Kimono. Diese Offenheit und das wechselseitige Interesse gipfelten in einem fulminanten Abschiedsfest unter dem Motto: "Take Action to end the Occupation" („Werdet aktiv für ein Ende der Besatzung!“). Die älteren Leute sangen Volkslieder, die jungen Japaner trommelten und tanzten. Israelis und Palästinenser hatten Ansprachen und Lieder vorbereitet.



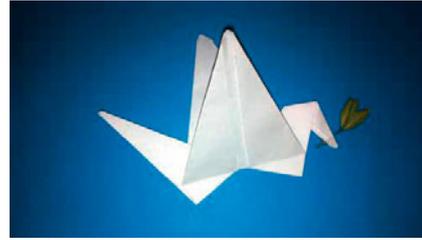
Helga hielt eine launige Dankesrede:

„In Deutschland haben wir das Sprichwort: ‚Wir sitzen alle im selben Boot!‘ Beide Völker, Israeli und Palästinenser sind aufeinander angewiesen. Nur das Ende der Besatzung kann eine neue Perspektive eröffnen. Die Politiker auf beiden Seiten und die internationalen Institutionen sind gescheitert. 70 junge Leute haben ihnen hier beispielhaft bewiesen, wie man im selben Boot erfolgreich zusammen weiterkommen kann, wenn man dasselbe Ziel hat. Mit Ihrer und unserer Unterstützung legten sie viele Seemeilen auf dem Weg zum Frieden zurück.“

Doch der Höhepunkt war ein riesiger bunter Schmetterling aus Pappe, auf dem Hunderte Japaner mit ihrer Unterschrift ihre Solidarität und Unterstützung ausdrückten. Alle drängten sich um den hochfliegenden Schmetterling, sangen und tanzten miteinander für ein Ende der Besatzung.

Helga Dieter

Ein bisschen Frieden?



Genau vor einem Jahr habe ich für die Broschüre 2010 geschrieben:

„Während der Endredaktion ereignen sich in den arabischen Ländern Umwälzungen, die uns darin bestätigen, dass Veränderungen von verkrusteten, repressiven Herrschaftsstrukturen nur durch einen ‚Wandel von unten‘ durch die heranwachsende Generation möglich sind.“

Doch spätestens bei der Planung für die Gruppe auf dem ‚Peace Boat‘ wurde ich skeptisch: Die ursprünglich ab Port Said/Ägypten geplante Abreise musste in die Türkei verschoben werden, weil die Palästinenser nach der friedlichen Revolution in Ägypten keine Einreisegenehmigung mehr erhielten. Das hat unser Budget unnötig belastet. Später sollen diese Verschärfungen wieder aufgehoben worden sein.

Für Tunesien gab es Visa für alle. Doch dann sagte die Partnerorganisation des ‚Peace Boat‘ ein geplantes Treffen mit der gesamten Gruppe ab, und wollte es auf die palästinensischen Teilnehmer beschränken, was diese ablehnten. Damit nicht genug. Eine tunesische Frauenorganisation und ihre Verbündeten drohten eine Demonstration gegen unser Verständigungsprojekt vor dem Schiff an, wenn die Israelis an Land gingen. Die israelischen Teilnehmer waren geschockt und entschlossen sich, auch unter dem Druck der Peace-Boat-Funktionäre, dazu, auf dem Schiff zu bleiben. Ich schrieb als Leiterin der Aktion „Ferien vom Krieg“ einen Brief (in Englisch und Französisch) an die tunesischen Organisationen:

26.5.2011

Liebe Frauen von Tunis,

Ich möchte Ihnen unser Projekt ‚Ferien vom Krieg‘ vorstellen. Wir haben in den letzten 18 Jahren mehr als 20.000 Kinder und Jugendliche aus Kriegsgebieten des ehemaligen Jugoslawien eingeladen und seit zehn Jahren auch noch 1400 junge Erwachsene aus Israel und Palästina zu gemeinsamen ‚Ferien vom Krieg‘. Die TeilnehmerInnen dieser Seminare sind meist kritisch gegenüber ihren Regierungen eingestellt. Das gilt besonders für die jungen Leute aus Israel. Viele von ihnen wollen aktiv werden, um die Besatzung zu beenden und fordern gleiche Rechte für die Palästinenser. Viele von ihnen werden deshalb von ihrer Umgebung unter so-

zialen Druck gesetzt.

Wir haben gehört, dass Sie eine Diskussion mit unseren Gästen aus Israel und Palästina abgesagt haben, weil Sie solche Dialogprojekte mit Israelis ablehnen. Darüber ist unser Team aus Deutschland sehr überrascht. Die letzten Monate haben wir viel über die ‚Jasmin-Revolution‘ in Tunesien gelesen und waren begeistert über diese friedliche Bewegung. Wir glauben, dass Ziele wie Neugier, Aufklärung und Toleranz mit dem Wandel verbunden sind. Wenn möglich, möchten wir mit 1-2 Repräsentanten Ihrer Organisation sprechen. Wir freuen uns auf ein Gespräch in den nächsten Tagen in Tunis.

Mit freundlichen Grüßen

Helga Dieter

Die Friedensfunktionäre des ‚Peace Boats‘ weigerten sich, nach Rücksprache mit ihrer Leitung in Tokio, meinen Brief weiterzuleiten. Sie wollten auch künftig mit dieser Organisation zusammenarbeiten. Das führte zu einem Disput zwischen uns. Ich habe den Brief später von Deutschland aus nach Tunesien geschickt und warte noch auf Antwort.

Ich plädierte dafür, dass die Israeli, die ja mit Aufwand und Kosten alle Visa für diesen einen Tag besaßen, in die Stadt gingen, denn vor dem Schiff waren keine Demonstranten zu sehen. Doch die Leute vom ‚Peace Boat‘ rieten ab. Inzwischen hatten die Israeli auch Angst. So blieben sie auf dem Schiff bzw. im Hafen. In den feed-back-Kommentaren spielt diese Situation eine große Rolle.

„In Tunis konnten wir das Schiff nicht verlassen, und die Palästinenser brachten jede und jeder für uns ein Geschenk mit. Eine Teilnehmerin hat für mich einen Button über die tunesische Revolution gekauft und den habe ich auf meiner Tasche befestigt – mein schönstes Souvenir.“ (Israeli)

Einige israelische TeilnehmerInnen waren bei der Einreise nach Marokko sehr aufgeregt, warfen sich auf die Knie und küssten den ‚Heimatboden‘, den sie zum ersten Mal betreten durften. Die jüdischen Einwanderer aus dem Maghreb (Sephardim und Mizrachim) spielen dieses Jahr in den Berichten eine wichtige Rolle.

Ein Teilnehmer schreibt:

„Wir trafen in Casablanca einen unserer Palästinenser auf dem Markt, und er warnte uns, wir sollten nicht sagen, dass wir Israeli sind. Da sorgten sie sich um uns. Die ‚schwache Seite‘ schützte die starke!“

Am erstaunlichsten bei der manchmal etwas schwierigen Verständigung

mit den Organisatoren des ‚Peace Boats‘ war die Tatsache, dass in einer Ausstellung über die Katastrophe in Japan, die sie auf zentralen Plätzen in vielen Städten zeigten, zwar viele Fotos und Texte über das Erdbeben und den Tsunami zu sehen waren, aber der in diesen Tagen (Ende Mai 2011) drohende mehrfache Super-Gau in Fukushima mit keinem Bild und keiner Silbe erwähnt wurde. Auf meine irritierte Nachfrage wurde mir erklärt, dass die ‚Peace Boat‘ Organisation in humanitärer Hilfe für die Erdbebenopfer aktiv sei und die Ausstellung nur darüber informiere.

Verkehrte Welt! Am 29. Mai wies ich in Marseille exponierte Vertreter der japanischen Friedensbewegung darauf hin, dass in Deutschland am Vortag mehr als 150.000 Menschen wegen des Super-Gaus in Japan demonstriert hätten, während sie eine Ausstellung zeigten, in der dieser gar nicht vorkomme, obwohl sie sich doch als politisches Ziel gesetzt hätten, die Vertuschungen der japanischen Regierung öffentlich zu machen. Später las ich in den Zeitungen, dass sich an diesem Tag auch in Japan der Protest gegen



Atomkraftwerke formierte.

Diese kritischen Bemerkungen waren mir peinlich, nicht nur weil unsere Gastgeber sehr freundlich und zuvorkommend waren, sondern weil der Wert ihrer politischen Friedensarbeit im Pazifik unschätzbar hoch ist. Dass es ein solches ‚Peace boat‘

überhaupt gibt, ist weltweit einmalig. Es ehrt uns, dass die Aktion „Ferien vom Krieg“ im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit an Bord stand.

Doch es stellte sich im Verlauf der zwei Wochen immer deutlicher heraus, dass sich das Verständnis von Friedenspolitik – sicherlich auch aufgrund großer kultureller Differenzen – unterscheidet. Grob gesagt: Während wir unter ziviler Konfliktbearbeitung die Analyse der emotionalen, politischen und ökonomischen Wurzeln verstehen, die auf dem Weg zur Konfliktlö-

sung auch zu gewaltfreien Zuspitzungen und heftigen Auseinandersetzungen führen können, scheinen die japanischen Peace-Boat-Aktivisten eher Strategien der Konfliktvermeidung als Grundlage eines friedlichen Zusammenlebens zu sehen. Ausdruck dafür war eine Gruppe junger Punker auf dem Schiff, die eines Tages mit Schildern auf die anderen Passagiere zukamen, auf denen stand: "Give me a hug" (Umarme mich). Gesagt, getan – und sie zogen beglückt weiter.

Das mag im Mikrokosmos des Schiffes funktionieren, doch unser Friedenspolitischer Anspruch reicht – hoffentlich – bis ins ‚richtige Leben‘.

Fares and Danna

Peace Boat: Die Gruppe mit neuen Teilnehmenden

Einige Monate vor dem Seminar kamen die israelischen und die palästinensischen BewerberInnen zu einem Vorbereitungstreffen mit ihrem jeweiligen Moderator in Beit Jala zusammen. Das ist einer der wenigen Orte, die von beiden Seiten erreicht werden können. Bei diesem Vorbereitungsseminar ist die Erkenntnis wichtig, dass in unserer Gesellschaft Menschen mit unterschiedlichem, sozialen Hintergrund leben, die voneinander abweichende Meinungen zur Besatzung und zum Konflikt haben.

Die Arbeit auf dem Peace Boat begann mit einem Workshop, zu dem kurze Vorträge über verschiedene Krisengebiete in der Welt vorbereitet wurden. In gemischten Gruppen saßen die Teilnehmenden zusammen, analysierten einen fremden Konflikt, auch dessen Lösung und die Konsequenzen daraus. Schließlich präsentierten sie ihre Ergebnisse im Plenum. Diese Phase war sehr inspirierend. Die Teilnehmenden wurden angeregt, über neue Möglichkeiten auch für unsere Region nachzudenken. Sie begannen spontan, eine Landkarte zu gestalten. Darauf gab es zwei Staaten, die in Frieden nebeneinander existieren und kooperieren.

Nachdem sie uns diese Karte präsentiert hatten, waren sie allerdings unsicher, ob das wirklich ihrer Zukunftsvision entsprach. Im Verlauf der weiteren Arbeit wurde die Karte in Frage gestellt, und viele von ihnen merkten, dass die Zwei-Staaten-Lösung für unsere Region problematisch ist. Darauf begannen sie eine Diskussion über einen einzigen Staat als mögliche Zukunftsvision.

Im Verlauf des Seminars haben sich die Israeli den Erzählungen der Palästinenser über das entsetzliche Leben unter Besatzung stellen müssen.

Auch für diejenigen, die schon Einiges darüber wussten, war es wirklich hart zu hören, was es in Wirklichkeit bedeutet, unter der israelischen Besatzung zu leben. Die meisten fühlten sich zunächst schuldig und kamen dann zu ihrer eigenen Verantwortung. Der Workshop, in dem sie die Ein-Staat-Lösung diskutierten, spiegelte diesen inneren Prozess.

Viele palästinensische Teilnehmende meinten, dass sie sich bei ihrer Ankunft nicht hätten vorstellen können, so offen mit den Israeli zu sprechen. Sie erkannten die Chance, die Leidensgeschichte der Palästinenser nicht nur der anderen Seite, sondern auch den Japanern, ja der ganzen Welt zu erzählen. Und zu „beweisen, dass wir ein Recht auf unser Land, unsere Geschichte, unser heiliges Land haben. Was auch immer geschieht, wir glauben weiter daran, dass es die Chance gibt, in Frieden zu leben, frei von unserem ganzen Konflikt.“

K. und Eliana

Peace Boat: Die Gruppe mit ‚alten‘ Teilnehmenden

Wir leiteten eine Gruppe, die schon einmal an einem Seminar teilgenommen hatte. Bei dieser „Fortgeschrittenen Gruppe“ hatten wir erwartet, dass bestimmte Anfangsschwierigkeiten nicht auftauchen würden. Deshalb erstaunte uns, dass die Israelis einen Prozess durchliefen, vergleichbar dem beim ersten Seminar. Auch diesmal war es für sie äußerst schwer, den Palästinensern zuzuhören. Bei manchen Berichten wurden sie „patriotisch“ und zu Zionisten. Aufgrund der Erfahrungen war es aber viel leichter, sich von solchen Reaktionen frei zu machen. Die wichtigste Veränderung bei den Teilnehmenden war, dass viele der Israeli den Begriff Konflikt nun als Beschönigung erlebten und die Besatzung jetzt beim Namen nannten. Dies zeigt eindrücklich die Wirkung solcher Seminare und die große Bedeutung, mit denselben Teilnehmern weiterzuarbeiten.

Die Palästinenser schienen uns viel besser vorbereitet als in den Vorjahren und auch fähiger, sich in Dialogen auszudrücken. Ich hatte den Eindruck, dass sie die Israeli stärker forderten, Verantwortung zu übernehmen und sich für Veränderungen zu engagieren.

Es war berührend zu sehen, wie sich einige der israelischen Teilnehmenden seit dem letzten Seminar verändert hatten wie z.B. Rafael. Der ehemalige Soldat und Offizier wurde zum Friedensaktivisten und dies, wie er ganz klar sagte, dank des Seminars. Ein weiteres Zeichen für einen Erfolg ist es, dass die jungen Menschen miteinander in Kontakt bleiben und über

zukünftige Aktionen reden.

Als Erfolg in politischer Hinsicht muss erwähnt werden: Die Israeli akzeptierten den Begriff Besatzung, und die Palästinenser akzeptierten, dass die jungen Israeli in Israel geboren wurden und für vergangenes Unrecht nicht verantwortlich sind. Beide Seiten hätten das Recht, in diesem Land in Frieden und Sicherheit zu leben.

Keren und L.

Interner Rassismus bei den Israeli?

Zum Verständnis vorab:

Die Ashkenasi (ursprünglich: „Juden aus Deutschland“) kommen aus West- und Zentraleuropa, aber auch aus Russland. Sie bilden nach der Masseneinwanderung von einer Million Juden aus der früheren Sowjetunion die Mehrheit in Israel, davor waren 70 % der Einwohner Mizrachi.

Die Mizrachi (ursprünglich: „die aus dem Osten“) sind Nachfahren der Juden aus dem Mittleren Osten, Nordafrika und dem Kaukasus. Im politischen Diskurs in Israel bezeichnet man so Juden aus arabischen Ländern mit vorwiegend muslimischer Bevölkerung (Irak, Syrien, Libanon, Jemen, Ägypten, Iran, Afghanistan, Usbekistan, Kurdische Gebiete, Kaukasus, Indien, Sudan und Äthiopien). Ihre religiösen Riten sind denen des sephardischen (iberischen) Judentums sehr ähnlich.

Die Sephardi kommen ursprünglich aus Marokko, Algerien, Tunesien u.a. Im Alltag wird oft nicht zwischen „Sephardi“ und „Mizrachi“ unterschieden. (nach Wikipedia)

Erstmals gab es unter den Teilnehmenden eine Mehrheit von „Fortgeschrittenen“, die bereits an den Erstbegegnungen in Deutschland teilgenommen hatten und an einer Intensivierung der Kontakte interessiert waren.

Wir setzten unser Seminar dort fort, wo wir bei den Erstbegegnungen in den vorigen Jahren aufgehört hatten. Doch vermissten wir zu Beginn die menschlichen Beziehungen zwischen beiden Seiten, die im bewährten Programm durch das Eisbrechen der deutschen Theaterpädagogen und die täglichen Zweiergespräche aufgebaut werden.

Da griffen wir auf diese bewährten Methoden zum Aufbau menschlicher Kontakte zurück und fühlten uns auf dem richtigen Weg.

Das Seminar war für „die Alten“, die die Seminare zwischen 2002 und 2010 besucht hatten, eine große Herausforderung, denn in dieser Zeitspanne hat sich die politische Situation sehr verändert. Einige von ihnen sind inzwischen Aktivisten geworden, andere nicht.

Innerhalb der israelischen Gruppe gab es große Widersprüche. Die Mehrheit waren in diesem Jahr Mizrachi. Einige kamen aus unterprivilegierten Schichten, was häufig mit einem bestimmten ethnischen Hintergrund zusammenfällt.

Auch die palästinensischen Teilnehmenden kamen aus unterschiedlichen sozialen, politischen und religiösen Verhältnissen. Manchmal hatten wir den Eindruck, sie seien nur deswegen noch einmal zu diesem Seminar gekommen, um der anderen Seite ihre eigenen harten Geschichten mitzuteilen. Diese Komplexität spiegelte sich in der Gruppenarbeit. Manche Israeli hatten das Gefühl, die Palästinenser würden ihr Engagement und ihre Anstrengungen nicht anerkennen, sondern wollten „nur weiter klagen“. Sie empfanden das als verbale Gewalt.

Die Palästinenser hatten umgekehrt den Eindruck, die Israeli hätten sie „aufgegeben“ und fänden es nicht so wichtig, ihnen wirklich zuzuhören. Wir vermuten, dieses Gefühl resultiert aus der Enttäuschung, dass sich die Situation seit den vorhergehenden Seminaren immer nur verschlechtert hat. In der Tat sind manche der Israeli mit dem Gefühl von Hoffnungslosigkeit in Bezug auf ihr politisches Engagement und die Möglichkeit einer wirklichen Veränderung gekommen. So hatten es einige von ihnen aufgegeben zu argumentieren.

Zum Beispiel Eedo aus Sderot, der 2007 in seinem vorigen Seminar einen wirklichen Entwicklungsprozess durchgemacht hatte. Er wurde ganz direkt von einer Palästinenserin gefragt, was er davon halte, zu den Grenzen von 1967 zurückzugehen. Seine Antwort: „Ist doch völlig egal, was ich meine“. Er wollte damit sagen, dass er darauf keinen Einfluss habe. Doch für sie hieß seine Antwort, den Dialog aufzugeben, indem er sich weigerte, etwas klarzustellen, was für sie entscheidend war, um das Gespräch mit ihm fortzusetzen.

Tatsache ist, dass die Palästinenser die Israeli besonders in den ersten Tagen sehr hart attackierten. Die Israeli wussten nicht, wie sie mit den Forderungen nach einem Bekenntnis für die Sache der Palästinenser und deren Rechte umgehen sollten. Die Israeli mussten verstehen lernen, dass die Palästinenser sie immer wieder mit der Forderung konfrontierten, Verantwort-

tung zu übernehmen.

Shavit, der in den Vier-Augen-Gesprächen gute Kontakte herstellte und danach oft „ins Träumen verfiel“, hatte in den Workshops eine harte Zeit. Er war ärgerlich, weil – seiner Meinung nach – die Palästinenser keine Verantwortung für Aktionen ihrer eigenen Seite übernehmen wollten. Es war für ihn schmerzlich zu erleben, dass dadurch seine Träume zerstört wurden.

Auch die große Anzahl der Mizrachi-Juden, von denen viele stolz auf ihre Wurzeln waren, verwirrte die palästinensische Seite. Einige verlangten von Shavit eine Antwort auf die Frage, ob er Araber oder Israeli sei. Dabei eröffnete sich eine interessante Diskussion in der Kleingruppe über Identität, Loyalität und Optionen.

Für jüdische Teilnehmer, die „halb und halb“ Ashkenasi und Mizrachi sind, ist das Gespräch in der israelischen Gruppe nicht einfach. Häufig haben sie große Schwierigkeiten, sich ihrer Gefühle und Positionen klar zu werden und zu entscheiden, welche Seite sie wählen sollen.

Itai, der in einem Kibbuz aufwuchs und durch das System der kollektiven Erziehung traumatisiert wurde, ist ein gutes Beispiel. Er ist halb Iraker und kommt aus einer Familie von Soldaten in Kampftruppen. Man erwartete, dass er ebenfalls einer würde, was er auch tat. Im Seminar brachte er dies erst gegen Ende zur Sprache, und zwar in kleineren Gesprächsrunden. Im Gespräch mit anderen Israeli öffnete er sich dann auch hin zu seinen Mizrachi-Wurzeln, vor allem auf den Abendparties, wo Mizrachi-Musik gespielt wurde. Seine Worte beim Abschlussgespräch waren: „Danke, dass ihr mich nicht aufgegeben habt!“ Er wandte sich persönlich noch an die

Palästinenserin Laila, die seinen Geschichten über die traumatischen Erlebnisse in der Armee zugehört hatte und ihn verstehen konnte – etwas, das er sehr berührend und stark fand.

Innerisraelische Probleme der Einwanderer spielten eine große Rolle im Seminar, die nicht direkt mit der palästinensischen Begegnung zusammenhängen. In den Sitzungen hatten die Mizrachi – obwohl sie dieses Mal die Mehrheit darstellten – immer noch darum zu kämpfen, sich Gehör zu verschaffen. Die linksgerichteten Ashkenasi und die „Mishtaknezim“ – so werden Mizrachi ironisch genannt, die sich den Ashkenasi angepasst haben, – gaben ihre dominante Stellung nicht ab. So waren die meisten Israeli, die gelegentlich einen Schritt zurückwichen, Mizrachi. Der interne israelische Rassismus verschwindet nicht bloß wegen der Mehrheitsverhältnisse.

Andererseits hatten einige, die wie Eitan die Mizrachi-Position angenommen hatten und politisch aktiv sind, die Chance, Leuten wie Uri und Shavit gegenüberzutreten, die ihre arabischen Wurzeln betonen und aus einer unterprivilegierten Schicht kommen. Für Eitan war es eine starke Erfahrung, die seine innere Einstellung veränderte und bewirkte, dass er stärker mit seinen eigenen arabischen Wurzeln in Verbindung kam und sich weniger dafür schämte. Es ist wichtig für ihn und macht ihn stark, nicht nur persönlich, sondern auch als politischen Aktivist in einer Umgebung, wo die meisten Aktivisten Ashkenasi sind und ein latenter Rassismus gegenüber den Mizrachi herrscht. Natalie kommentierte dies in der Gruppe: „Die Leute der Mizrachi werden Frieden bringen!“

Außerhalb der Gruppe zeigte sich diese interne Auseinandersetzung z.B. in der kulturellen Nacht, in der viele traditionell-religiöse Elemente der Mizrachi eine Rolle spielten und die Ashkenasi zurücksteckten. Religion ist für viele Mizrachi etwas anderes als für die Ashkenasi, da das Judentum im Osten ein breites religiöses Spektrum aufwies, während es im Westen mehr eine Wahl zwischen orthodox und säkular war. Mizrachi sind stärker in der Religion verwurzelt.

Auch bei anderer Gelegenheit zeigte sich dies z.B. in Tunis bei der Zeremonie Kabbalat Shabat, bei der Freitag Abend gemeinsam gegessen und gesungen wird. Erez und Efrat hatten die Feier für die israelische Gruppe ausgerichtet, die ihnen ein Gefühl der Zugehörigkeit und Stärke gab. In Tunis nicht von Bord zu gehen, tat besonders denjenigen weh, deren Familien aus arabischen Ländern kamen. Sie fühlten sich persönlich verletzt, beleidigt, desorientiert. Als Israeli sind wir nicht gewöhnt, diejenigen zu

sein, die ausgeschlossen werden. Wir sind die Privilegierten. Doch für sie war es etwas tiefer Gehendes, verbunden mit ihrer Identität und ihrem Bedürfnis, diese Länder zu besuchen und sich mit ihnen verbunden zu fühlen. Dann mussten sie erkennen, dass dies nicht so einfach ist, und sie gegen ihren Willen (auch dort) etikettiert werden!

Es war ein harter Augenblick, und in der israelischen Gruppe gab es manche, die sagten, auch die Palästinenser sollten an Bord bleiben. Diese Stimmen kamen gerade von den radikalen linken Ashkenasi, die Probleme mit der Situation hatten, *nicht* privilegiert zu sein. Sie waren wirklich verletzt. Doch es war interessant zu sehen, wie Erez, Uri und Shavit, die aus einer „rechten Ecke“ kommen, die ersten waren, die sagten: „Geht und amüsiert euch, bringt uns ein bisschen Gold mit.“ An dieser Stelle danken wir den Palästinensern: Sie kauften in Tunis kleine Geschenke für die Israeli. Das war eine wirklich nette Geste!

Michal, eine Siedlerin aus Ma'ale Adumim und „halb“ Mizrachi, machte in diesem Seminar einen schwierigen Prozess durch. Sie kommt aus einer politisch rechten Umgebung und kämpfte mit der neuen Realität, mit der sie konfrontiert war. Sie sprach über sich und ihren inneren Zwiespalt in der Gruppe, und oft gab es ernsthafte Konfrontationen zwischen ihr und den Anderen. Doch wurde ihr das Recht zugestanden, auszureden und ihre Position zu verteidigen. Das war ein schwieriger, ambivalenter Prozess zwischen ihrem Ort als Siedlerin und ihrem Platz im Seminar. Die palästinensische Gruppe sah, wie sich Michal quälte, wie ehrlich sie war und willens zu hören und zu lernen. Dafür wurde sie respektiert, und nach und nach knüpfte sie mit vielen Palästinensern starke Verbindungen.

Für die israelische Gruppe war es auch wichtig, einige der internen Diskussionen in der palästinensischen Gruppe mitzubekommen. Die meisten kamen aus der Westbank, einige aus Jerusalem. Es gab sehr interessante Gespräche, welchen Einfluss diese unterschiedlichen Bedingungen und Möglichkeiten auf die palästinensische Identität haben und, damit zusammenhängend, wie komplex die Beziehungen zu den jüdischen Israeli sind. Gegen Ende des Seminars, nachdem einige Israeli wieder einmal geklagt hatten, dass die palästinensische Seite immer mit „einer Stimme“ spräche, wurden sie Zeugen einer heftigen Auseinandersetzung zwischen zwei Palästinensern aus Jerusalem über die kulturelle Kolonisierung durch die Besatzung Jerusalems. Was es z.B. heiße, auf der Straße Verhaltensweisen der jüdischen Mehrheit zu adaptieren (Kleidung, Musik). „Was sollten wir

als Palästinenser vom Regime fordern? Gleiche Rechte?“ „Oder sollten wir sagen, wir sind besetzt und sollten das Regime entsprechend bekämpfen?“ Für die jüdischen Zuhörer war diese Auseinandersetzung erhellend und öffnete ihnen neue Sichtweisen, insbesondere weil bei den abendlichen Parties auf dem Schiff oft die Musik der Mizrachi gespielt wurde, die kulturell eine Brücke zwischen den jüdischen Teilnehmern, aber auch zur arabischen Musik bildet, was allen ein komplexeres Verständnis ermöglichte.



Moran, israelische Koordinatorin





Die Frauengruppe im Schlösschen Hofgeismar

Irit und D., Gudrun und Rose **Frauen,
Frohsinn, Frust und Frieden**

In dem Text werden die Berichte der israelischen und palästinensischen Moderatorinnen (Irit und D.) mit den Protokollen der teilnehmenden Beobachtung des Teams aus Deutschland (Gudrun und Rose) durch Wilfriede Dieter zusammengestellt.

Kennenlernen

Den ersten Tag gestalten traditionsgemäß kreative deutsche MitarbeiterInnen mit unterschiedlichen Aktivitäten zum ‚Eis-Brechen‘. Bei dieser Frauengruppe sind es wieder die Tanzpädagogin Rika mit Sketchen und Pantomime sowie die Studentin Lea mit sozialen Strategiespielen, die die Berührungängste zu überwinden helfen.

Das gegenseitige Kennenlernen wird am zweiten Tag mit der Zusammenstellung eines ‚Identitätsarmbandes‘ fortgesetzt. Für verschiedene Lebensbereiche wie Familie, Religion, Nationalität, Geschlechtszugehörigkeit und Arbeit werden von den einzelnen Frauen mehr oder weniger Perlen in bestimmten Farben aufgefädelt.

Die meisten Israelinnen geben der Religion keinen großen Stellenwert in ihrem Armband. Die Palästinenserin Najwa fragt kritisch, wieso sie dennoch für ihr Recht, in Palästina zu leben, religiöse Gründe anführten. Die Israelis, die sich beteiligen, argumentieren nun religiös, indem sie auf die heiligen Stätten verweisen. Schließlich meint Schai (Isr): „Ihr verlangt von mir, mein eigenes Land zu hassen, das kann ich nicht.“ In der uninationalen Zusammenkunft der Israeli klagt Shira, dass sie nicht wisse, wie sie damit umgehen solle, wenn die Palästinenser die Legitimität der Existenz Israels in Zweifel zögen. Sie habe das Gefühl, sie müsse ihr Recht schützen, dort zu leben, wo sie geboren wurde.

Persönliches Narrativ

Die Palästinenserinnen beschreiben ihr Leben unter Besatzung: Tag für Tag Checkpoints und stundenlange Festnahme durch Militärs. Es wird deutlich, dass die Palästinenser der brutalen Gewalt der Armee ausgeliefert sind. Die meisten von ihnen haben schon Tötungen von Angehörigen oder Nachbarn erlebt.

Magdalena, 24-jährige Studentin aus Tel Aviv, erzählt, dass ihr früherer Freund zur Armee gegangen sei, um „alle Araber zu töten“. Andere schildern, wie ihre Brüder, die eigentlich gar nicht aggressiv seien, sich beim Militär veränderten: „Wenn sie von ihren Einsätzen erzählen, klingt es wie Kino, gar nicht real.“ Auch die eigenen Erfahrungen im Militärdienst kommen zur Sprache als Soldatinnen, von denen viele ihr Leben riskieren.

Liel betont, dass fast alle Bewohner Israels bedroht seien. Jeden Tag könne eine Bombe hoch gehen oder eine Rakete aus Gaza Menschen in Israel treffen. Als eine Bombe in der Nähe ihrer Arbeitsstelle explodierte – ein Selbstmordanschlag verübt von einem Palästinenser – wurde die damals 16-Jährige angewiesen, den Verletzten zu helfen. Unter den Toten entdeckte sie einen Freund: „Die Bilder von diesem Anschlag verfolgen mich bis heute, den Geruch von verbranntem Fleisch habe ich noch immer im Gedächtnis“.

Sie schildert, dass sie mit 17 Jahren nach der militärischen Grundausbil-

dung zur Armeesprecherin ernannt wurde. Sie wendet sich an die Palästinenserinnen: „Die Geschichten, die Ihr heute erzählt, kenne ich. Uns waren die Diskriminierungen an den Checkpoints bekannt, wir erhielten die Berichte über Angriffe des israelischen Militärs auf die Palästinenser in der Westbank und vieles mehr. Meine Aufgabe war es, diese Nachrichten für die Öffentlichkeit positiv darzustellen.“

Bei Anfragen von Menschenrechtsorganisationen wie „B'tzelem“ zum brutalen Vorgehen gegen die Palästinenser hätten diese systematisch unklare Antworten erhalten. „Ich musste unser Vorgehen rechtfertigen und als notwendig für die Sicherheit unserer Bevölkerung darstellen, was mich innerlich oftmals sehr bedrückte. Jetzt höre ich das alles von Euch und schaue Euch in die Augen. Ich schäme mich. Ich fühle mich elend und hoffe so sehr, dass Ihr mir verzeiht.“ *(Sie weint.)*

Eine andere Israelin erklärt, wie wichtig Militär in der israelischen Gesellschaft sei. Alle gingen zur Armee, es gäbe nur wenige, die darüber kritisch nachdenken. Sie sei nicht gegen Araber gewesen, wollte nur eine starke Frau sein und sich einen einflussreichen Job in der Armee erobern. Dass es dabei Konflikte mit Männern gab, deutet sie nur kurz an.

Die Palästinenserin Dima lebt zwischen zwei israelischen Siedlungen in der Nähe von Kiryat Arba nahe Hebron. Ihre Familie werde immer wieder von Siedlern angegriffen, die auch nachts ins Haus eindringen, Fenster und Türen demolieren und durch Terror und Einschüchterung die Bewohner zum Weggehen zwingen wollen. „Wir mussten Eisengitter an den Fenstern anbringen lassen, um uns vor ihnen zu schützen.“ Sie fühlten sich sehr eingeeengt und hätten oft Angst, das Haus zu verlassen. Sie habe körperbehinderte Brüder (Glasknochen) und ihre Eltern könnten keine Nacht durchschlafen aus Angst um die Kinder. „Aber wir haben keine Mittel, um uns eine andere Bleibe zu leisten. Unter diesen Bedingungen lebe ich seit meiner Kindheit, jetzt bin ich 26 Jahre alt und weiß nicht, wie lange ich diese Situation noch aushalten kann. Einmal musste ich abends den Heimweg von der Uni durch Felder nehmen, die Palästinensern gehören, aber von Siedlern besetzt sind. Sie haben dort ein Zelt als Synagoge errichtet. Wir wurden auf Hebräisch beschimpft, verfolgt und mit Steinen angegriffen. Ich wurde am Kopf getroffen und war bewusstlos. Einer meiner Brüder verlor bei einer Attacke der Siedler ein Auge, und meine Schwester erlitt eine Fehlgeburt nach einem Tränengasangriff. Das ist mein Alltag in Palästina.“

Die Israelin Magdalena berichtet über den Besuch bei einer Siedlerfamilie mit acht Kindern in einer Siedlung in der Westbank. Ein Sohn gehöre zu der „Hügeljugend“. Das sind Radikale, die Hügel im Westjordanland besetzen und dort illegale Siedlungsposten errichten, um die Regierung später zu zwingen, das Land zu annektieren und dort eine Siedlung zu bauen. „Als ich mit ihm sprach, konnte ich in seinen Augen den Hass auf die Palästinenser sehen. Doch er hasste nicht nur die Palästinenser, sondern jeden Unbekannten und so auch mich. Wie kann ein Mensch, der in einem demokratischen Staat alle Rechte und Freiheiten genießt, so voller Hass sein? Wie mag es in einem Palästinenser, der unter Besatzung ohne Rechte und Bewegungsfreiheit lebt, aussehen?“

Die junge Palästinenserin Areen schildert unter Tränen, wie sie ansehen musste, als ihr Nachbar von einem Soldaten erschossen wurde. Während sie spricht, spielt sie nervös mit ihrer Haarspange und zerbricht sie.

Die Israelinnen hören zu, einige wischen sich Tränen weg. Als dann auch noch Fadwa berichtet, wie sie im Alter von sechs Jahren von einem Siedler angefahren und ihre Freundin neben ihr überfahren wurde, wie deren zerrissener Körper neben ihr lag, kann eine Israelin nicht mehr. Sie bricht in Tränen aus und rennt hinaus. Von den Israeli haben einige diese Wucht der Emotionen nicht erwartet. Die Palästinenserinnen fordern auch die anderen

Israeli auf, sich zu dem, was sie da hören, zu äußern. Das fassen diese als Anklage auf, und die 18-jährige Sara, die gerade die Schule beendet hat, sagt: „Wir wissen nicht, was wir dazu sagen können. Doch auf beiden Seiten werden Menschen getötet, unser aller Leben ist in diesem Krieg gefährdet. Gewalt bringt neue Gewalt hervor.“

Eine Diskussion über Vertrauensbildung schließt sich an. Shira spricht davon, wie wichtig Erziehung sei, und dass ein verändertes Bewusstsein auch den Konflikt beeinflussen könne. Sie meint damit auch die palästinensische Gesellschaft, insbesondere sei eine strikte Ablehnung der Selbstmordattentate in israelischen Bussen Voraussetzung zur Vertrauensbildung. Die Armee habe keine Wahl, sie müsse durch Kontrollen diese tödlichen Attentate verhindern. Yaffa hält dagegen: „Ihr seid die Stärkeren in diesem Konflikt, wir müssen uns gegen Eure Angriffe verteidigen. Ihr müsst zuerst einmal Vertrauen bilden.“

Die Diskussion bewegt sich nicht mehr auf der Ebene vieldeutiger Politikermeinungen. Jetzt sprechen die Frauen über ihre eigenen Erfahrungen und müssen das Leid der anderen Seite anhören, eine schwierige Aufgabe.

Zukunftsvisionen – ein Staat oder zwei Staaten

Die internationale Anerkennung eines Staates Palästina in den Vereinten Nationen, wie sie ein paar Wochen nach dem Seminar auf deren Tagesordnung steht, wird vom ersten bis zum letzten Tag in und außerhalb der Sitzungen thematisiert.

Im Frauenseminar werden keine fiktiven Friedensverhandlungen – wie in den parallelen Seminaren – geführt, Lösungen werden nicht angestrebt; es geht im „Open Space“ um den Austausch und Visionen.

Areen (Pal) stellt gleich zu Anfang die kritische Frage, ob die israelische Regierung das Recht der Palästinenser auf einen unabhängigen Staat anerkenne.

Fast alle Israeli distanzieren sich von der Regierungsposition. Besonders nach der Annahme der rassistischen Gesetze durch das Parlament in jüngster Zeit hätten sie jedes Vertrauen in den Staat verloren: „Diese Regierung repräsentiert uns nicht!“

Fadwa fragt in die Runde, was die Vor- und Nachteile der Ein- oder Zwei-Staatenlösung seien?

Die Israelin Schai plädiert für zwei Staaten, weil sie glaubt, dass die Palästinenser einen religiösen Staat haben wollen, der Staat Israel aber säkular sei.

Magdalena (Isr.) entgegnet kritisch, dass Israel doch wohl ein religiöser Staat sei, in dem die religiösen Parteien immer mehr Stimmen gewinnen. Der Staat Israel sei nicht mehr säkular, Fundamentalismus und religiöser Radikalismus breiteten sich aus. Sie fragt, wie es in Palästina aussehe, dort lebten Christen und Moslems, ob Religion eine große Rolle spiele?

Areen antwortet, das sei in der palästinensischen Gesellschaft unterschiedlich; es gäbe durchaus gemischte Ehen, aber die Mehrheit lehne die Heirat zwischen Moslems und Christen ab. Auf „Staatsebene“ spiele die Religion dagegen keine Rolle, obwohl sich viele muslimische Palästinenser in den letzten Jahren immer mehr religiös radikalisierten.

Schai fügt ihrer religiös begründeten Ablehnung eines Staates nun eine politisch-kulturelle hinzu: „Es ist sehr schwer, die Forderungen zweier verschiedener Völker in einer Verfassung zu erfüllen.“

Eine Palästinenserin verweist bei ihrer Entgegnung auf die USA mit 51 Einzelstaaten, die innenpolitisch relativ unabhängig seien, aber einen Staat bildeten. Ein solches Modell sei auch für Israel und Palästina denkbar. Sie plädiert für einen föderalen, gemeinsamen Staat.

Auch Yaffa bevorzugt einen Staat mit zwei Völkern, die sich gegenseitig akzeptieren und respektieren. Andere Palästinenserinnen stimmen dem zu, eine äußert aber, dass dieser Staat Palästina heißen und vom Jordan bis zum Meer reichen solle (das heißt, Palästina und Israel umfasse).

Die meisten Israeli halten ein Zusammenleben in einem Staat für unrealistisch und führen kulturelle Unterschiede an.

Najwa findet das widersprüchlich: „Eure Leute kommen aus Europa, Afrika, den USA nach Israel. Wo ist denn das Problem, auch die Palästinenser zu akzeptieren?“

Andere Israeli haben Angst davor, in einem Staat zu leben, der keine besondere Stellung für ihre Religion – die jüdische – garantiert. Schai: „Die Ein-Staatenlösung bedeutet für mich die Aufgabe meiner jüdischen Identität.“

Auch Magdalena plädiert für zwei Staaten. Da sie nicht religiös sei, fordere sie eine strikte Trennung von Religion und Staat auf beiden Seiten.

Die Palästinenserin Yaffa fordert Volksabstimmungen auf beiden Seiten. Die Entscheidung über einen oder zwei Staaten dürfe nicht der Regierung und den Machthabern überlassen werden. Das Ergebnis laufe wahrscheinlich auf zwei Staaten hinaus. Dann müsse Israel sich bis zur Grenze von 1967 zurückziehen. „Wir Palästinenser können und wollen uns nicht mit noch weniger Land zufrieden geben.“ Diese Grenze müsse von beiden Seiten überwacht werden, wobei die Bewegungsfreiheit zwischen den zwei

Staaten gewährleistet sein müsse. Jerusalem solle die Hauptstadt beider Staaten sein.

Auch Sara meint, Jerusalem solle nicht geteilt werden und keine Grenzen zwischen West und Ost haben. Der westliche Teil solle unter israelischer und der östliche unter palästinensischer Kontrolle stehen.

Fadwa würde es vorziehen, wenn die heiligen Stätten unter UNO Kontrolle gestellt werden. Jeder Moslem in der Welt solle die Möglichkeit haben, die Al Aqsa Moschee in Jerusalem zu besuchen, um dort zu beten, so wie es allen Christen weltweit erlaubt sein müsse, zu den heiligen Stätten in Jerusalem und im Heiligen Land zu pilgern.

In dieser ganzen Diskussion wird immer wieder der Begriff Vertrauen beschworen. Die Moderatorin Irit fragt, was denn das gegenseitige Vertrauen stärken könne.

Liel (Isr): *„Wir müssen die Siedlungen räumen.“*

Sara (Isr): *„Wir müssen einen Dialogprozess beginnen.“*

Magdalena (Isr): *„Israel muss die Nakba anerkennen und sich dem Flüchtlingsproblem stellen.“*

Schai (Isr): *„Israel hat aber das Interesse, jüdisch zu bleiben, deshalb ist es nicht möglich, dass alle Flüchtlinge zurückkehren.“*

Liel (Isr): *„Ich schäme mich. Die Lösung gerade dieses Problems ist doch in der Verantwortung der Juden, weil sie selbst das Schicksal von Flüchtlingen erlitten haben.“*

Magdalena (Isr): *„Wofür kämpfen wir? Um Land?“*

Nawja (Pal): *„Wir kämpfen für Frieden.“*

Irit (Moderatorin): *„Es war mir eine Ehre, diese Gruppe von klugen, liebenswerten und mutigen Frauen zu leiten. Die kleinen Veränderungen, die wir im Verlauf des Seminars wahrgenommen haben, können zu einer Welle von Veränderungen unserer Lebenswirklichkeit zu Hause anwachsen.“*

Wilfriede Dieter

Überraschende Verschwesterung

Parallel zu unserem Frauenseminar gibt es in der idyllischen Akademie mit Schlösschen, Park und kühlem Wetter eine große Tagung zur Vorbereitung des Weltgebetstags 2012 mit dem Schwerpunktland Malaysia und dem Thema „Steht auf für Gerechtigkeit“. 60 engagierte Frauen aus ganz Deutschland und einige ausländische Gäste hören Referate, lernen Lieder und entwickeln Modelle für die Bildungsarbeit in ihren Kirchengemeinden.

Rose (unsere palästinensische Mitarbeiterin aus dem deutschen Team) baut neben unserem Infotisch über „Ferien vom Krieg“ die bunte Keramik aus Hebron auf, die sie in Deutschland vertreibt. So kommen wir ins Gespräch mit den Kirchenfrauen.

Unser Dialogseminar erregt großes Interesse, und so werden wir am Abschiedsabend zum üppigen Buffet mit Speisen aus Malaysia eingeladen. Manche Frauen sind wunderschön gewandet in fernöstlich anmutende Seide und sitzen in bunter Mischung mit den jungen Palästinenserinnen und Israelinnen. Wir lernen das Lied aus Südostasien „Rasa sayang, hey!“, das zu unserem Seminarsong wird. „I feel love“ – das kann auch der Nahe Osten brauchen.

Bei köstlich gewürzten Speisen erfahren wir viel Interessantes über Menschenrechte, Demokratie, Geschlechtergerechtigkeit, Religionsfreiheit und vor allem über die Situation migrantischer Hausangestellter in Malaysia und in Deutschland. Sklavenhafte Ausbeutung von Migrantinnen in Deutschland? Da wundern sich besonders die Palästinenserinnen, deren idealisierte Wahrnehmung unser Land als Paradies erscheinen lässt.

Abends tanzen die älteren Damen und die jungen Frauen miteinander, je später der Abend, um so heißer die arabische Musik. Beim Frühstück sitzen einige Frauen wieder mit ihren Partnerinnen vom Vorabend zusammen: „Rasa sayang, hey!“.

„Danke für die Begegnung mit den Teilnehmerinnen Ihrer Gruppe – Der gemeinsame Abend hat viel Spaß gemacht“, schreibt uns die Leiterin der Konferenz. Auch für unsere Teilnehmerinnen waren die Erfahrung von Neugier und Toleranz der religiösen Frauen und der Einblick in soziale Missstände hierzulande erhellend.

Wilfriede Dieter, Gudrun Weichenhan

Hoffentlich von Dauer, ein weiblicher „Rütli-Schwur“

Es gibt seit Jahren immer mal wieder Differenzen mit unseren Partnerorganisationen bei der Programmgestaltung. Es geht darum, dass wir die Bedeutung der sozialen Prozesse außerhalb der Workshops für ebenso wichtig halten wie die in den eher kognitiven Aufklärungsprozessen. Die „Facilitators“ sehen ihre Aufgabe nach dem strukturierten Programm als erfüllt an und ziehen sich danach oft zurück, gehen bei Exkursionen ins Café oder Einkaufen usw. Wir meinen, dass lustbetonte Angebote zu gemeinsamen Aktivitäten, die zudem oft kulturell neue oder fremde Erfahrungen ermöglichen, für die Vertrauensbildung und Verständigung wesentlich sind und keineswegs nur ein netter Ausgleich für die anstrengende Arbeit in den Workshops.

In den Feedback Bögen fragen wir deshalb auch, welche Gespräche oder innere Entwicklungen sich informell, also außerhalb der Seminarsitzungen ereignet haben.

Im Frauenseminar haben wir dieses Jahr den Eindruck, dass sich schon



nach dem ersten Ausflug nach Kassel beständige Gruppen gebildet haben, und dies einem ‚Spiel‘ zur Stadterkundung in gemischten Paaren zu verdanken ist.

Schon vor vielen Jahren hat Wilfriede mit dem deutschen Team in Bosnien eine Rallye für den Ausflug nach Dubrovnik entwickelt mit dem Schwerpunkt auf der Weltoffenheit dieser Hafen- und Hansestadt. Für die Gruppen, die von Walberberg nach Köln

fahren, werden in unserer Stadtrallye nicht nur kulturelle Fragen gestellt, sondern auch die Stolpersteine und die Partnerstädte erkundet (u.a. Bethlehem und Tel Aviv).

In ihrer Heimatstadt Kassel ist Wilfriede erstaunt, wie viele Orte sich für eine frauenspezifische Rallye anbieten: der Frauenbuchladen, das Archiv der deutschen Frauenbewegung, ein Musikverlag für Komponistinnen usw. Für die Rallye werden gemischte Zweiergruppen nach dem Zufallsprinzip gebildet. Und so sind schon im Bahnhof jeweils eine Israelin und eine Palästinenserin an der „Denk-Stein-Sammlung“ mit dem Holocaust befasst. Der Künstler Horst Hoheisel hat an Gleis 3, wo die Züge in die Vernichtungslager abfahren, auf einer Lore Steine mit den Schicksalsdaten der meist jüdischen Opfer ausgestellt. Die englischen Informationsblätter werden sehr interessiert gelesen und leise Fragen gestellt. Später im Museum Fridericianum erzählt Christine, dass demnächst in Kassel die weltberühmte Kunstausstellung „Documenta“ stattfinden wird und zeigt Werke von dem Künstler Ai Weiwei. Die Frauen sind ganz fasziniert von der politisch engagierten Kunst des chinesischen Künstlers.

Die Stadterkundung endet bei den Brüdern Grimm. Rings um das un-heroischste aller Denkmäler hocken die Mädels auf dem Rasen, erzählen sich Märchen und kommen ins Gespräch über ihre Kindheit und Familie. Dann wird noch eng umschlungen das palästinensisch-israelische Denkmal errichtet, denkwürdig. Die Gruppen sind auch noch am Abend bei der Rückfahrt zusammen. Sie werden weiter Kontakt halten.

Eine Woche später bei der Exkursion nach Leipzig teilen wir uns in zwei Gruppen, um die politische Führung von der Nikolai-Kirche zur „Runden Ecke“, der ehemaligen Stasi-Zentrale, mitzumachen.

Andreas, ein junger Historiker, erklärt uns Grundlegendes über die Montags-Demonstrationen, die Überwachung von Versammlungen, Tricks, wie man sich unauffällig vor Stasi-Mitarbeitern warnt. Es ist wirklich interessant für die Frauen, sie stellen viele Fragen: Wo war die Polizei? War da auch Armee? Welche Leute haben sich da versammelt? Hatten die alle so viel Zeit?

Auch unterwegs haben einige Frauen noch Fragen. „Warum haben eigentlich die Deutschen im Westen nicht mehr getan, auf der anderen Seite der Mauer, um den Demonstranten zu helfen?“

Wir sind an der „Runden Ecke“ angekommen, dem früheren Stasi-Gebäude. Beeindruckt sitzen die Frauen auf den Stufen. Sie wollen fast alle ins Museum.

Im Café und beim Stadtbummel treffen wir mehrmals die „Frauen vom Rütli-Schwur“, so nennen wir vom deutschen Team hocheifrig die unzer-

trennlichen palästinensisch-israelischen Paare und Kleingruppen, die seit der gemischten Kasseler Rallye zusammengeblieben sind. Auch in Leipzig verbringen sie viel Zeit miteinander.

In Hofgeismar zurück, sitzen sie in einer Nische und bearbeiten die Frage, was frau tun kann, um Gewaltlosigkeit zu verbreiten. „Wie können wir die Terroristen von der Gewalt weg bekommen? Und die Soldaten?“ Wahrscheinlich haben sie in Gedanken schon Checkpoints abgebaut und die Politiker zu Verhandlungen auf Augenhöhe gezwungen. Drei Tage später sehe ich sie wieder beieinander sitzen, nach Helgas Vortrag über deutsche Geschichte.

Man sieht schon von weitem, dass sie sich gut verstehen, dass sie sich auch nach ihrer Rückkehr bemühen werden, die Verbindung nicht abreißen zu lassen. Und ihre Aussagen in den Sitzungen wirken entschlossener. Sie wollen wirklich etwas tun. Sara sagt: „Ich weiß, ich habe jetzt palästinensische Freundinnen. Mein Leben wird nicht sein wie vorher, das habe ich mir fest versprochen.“

Gudrun Weichenhan-Mer

Persönliche Eindrücke vom Frauenseminar in Hofgeismar

Meistens war ich als Beobachterin in der englisch-sprachigen Gruppe. Nur einmal, bei einer Sitzung, in der die persönliche Geschichte Thema war, erlebte ich die Gruppe, in der jeweils aus der Muttersprache übersetzt wurde. Ich fand diese quasi Wiederholung der Aussagen, zum Teil mit der Suche nach der treffenden Übersetzung, insofern achtsamer, als für jede Aussage die doppelte Zeit zur Verfügung stand; es gab mehr Raum und Gelegenheit zum genaueren Zuhören. Viele der Teilnehmerinnen verstanden zudem ein paar Wörter der Gegenüber-Sprache.

In der englisch-sprachigen Gruppe wurde – nach meiner Wahrnehmung – tatsächlich weniger aufmerksam zugehört. Ein Verhalten seitens der Israelinnen von überheblichem „Ich weiß ja schon, was Ihr zu sagen habt“, blockierte hier häufig den Dialog. Dort waren einige Israelinnen tatsächlich beleidigt, als sie sich der Forderung nach Anerkennung von persönlichem Leid gegenüber sahen. Als Abwehr tauchte dann die Forderung nach Anerkennung des eigenen Leids, der eigenen Angst auf. Manche saßen tagelang fast „bockig“ in den Sitzungen und monierten, es sei ja recht schlimm, was die Palästinenserinnen so erlebten, aber sie wollten erst An-

erkennung für ihre eigene schwierige Situation. Manche blieben hier stecken, versäumten näheres Kennenlernen der anderen Seite, das über Disco-Tanz und Bewundern der Schnäppcheneinkäufe hinausging. In der englischsprachigen Gruppe verließ nur einmal eine Frau, in Tränen aufgelöst, die Diskussion. Keine wagte es, ihr einfach hinterherzulaufen und sich von der intellektuellen Ebene in die emotionale fallen zu lassen. Das heißt nicht, dass die Frauen hier kein Mitgefühl oder Verständnis äußerten, es blieb aber verbal.

In der Muttersprachen-Gruppe mussten sich die Frauen offensichtlich nicht damit aufhalten, einen intellektuellen Ruf aufrechtzuerhalten. Sie wirkten verletzlicher, direkter, ließen eher Emotionen zu. Sie waren dann auch in der Lage, sich über nationale Grenzen hinweg menschlich solidarisch zu zeigen und fingen Frauen wieder auf, die von Verzweiflung überwältigt wurden. Spontanes In-den-Arm-Nehmen war in der Muttersprachen-Gruppe möglich, in der englischsprachigen gab es eher verbale Umschreibungen der aufgestiegenen Gefühle.

Ignoranz, Verdrängung oder Zeichen von latentem Rassismus?

Die israelische Gesellschaft hat ja, infolge der Einwanderungswellen, ein Spektrum kultureller Traditionen, die allerdings nicht gleichwertig rangieren sondern mit einem sozialen Gefälle verbunden sind. Diese Vielfalt wurde im Seminar ignoriert. So kamen in den Präsentationen beim ‚Historischen Narrativ‘ und beim Kulturabend keine sozialen Probleme vor, obwohl in der Gruppe Jüdinnen mit ägyptischen, türkischen, spanischen, syrischen, marokkanischen, russischen, polnischen, deutschen, schottischen, litauischen, nordamerikanischen, britischen, ungarischen und äthiopischen Wurzeln waren. Die Spannungen zwischen den Bevölkerungsgruppen wurden in einem Nebensatz erwähnt („Diversity“).

Die palästinensische Geschichtsdarstellung blockierte sich selbst durch den dummen Vergleich des Gazakrieges mit dem Holocaust. Obwohl der Checkpoint am Raumeingang, den die Israelinnen passieren mussten, seine Wirkung nicht verfehlte, verpuffte diese Erfahrung durch das grundlegende Unverständnis der jüdischen Geschichte. „Wir haben die Bilder aus dem Internet“, war die unreflektierte Entschuldigung. Nur langsam und vereinzelt begannen einige, mehr zu differenzieren als: „Man hat euch Böses angetan. Jetzt tut ihr uns Böses an.“ Auf israelischer Seite gab es sogar Verständnis für die subjektiven Motive bei dem Vergleich, aber auch die absolute Weigerung, überhaupt weiter zu reden.



In der englisch-sprachigen Gruppe gab es einige Male Zeichen von latentem Rassismus. Hier erinnere ich mich an Reaktionen auf den Unfall einer Palästinenserin. Sie rutschte mit ihren glatten Schühchen auf der Steintreppe aus, knallte mit dem Kopf an die Wand und mit dem Rücken auf die Stufen. Martina, unsere Shiatsu-Praktikerin, und ich prüften, ob die stöhnende Frau bei Bewusstsein war, wo sie Schmerzen hatte, was sie bewegen konnte, und so weiter. Durch viele Erfahrungen in Krisensituationen kenne ich die Gesichter gut, die mir sagen: Schock! Denkblockade! Viele dieser Gesichter sah ich an diesem Abend. Aber neben dieser Hilflosigkeit gab es bei einigen auch den Anflug von – ja, Ärger, dass hier schon wieder eine Palästinenserin in eine schlimme Situation geraten war und Mitgefühl erhielt. Inzwischen leistete eine angehende (palästinensische) Physiotherapeutin wunderbare Arbeit. Gottseidank hatte der Unfall keine schweren Folgen. Tage später klagte eine, bei der ich diesen seltsamen Ärger meinte gesehen zu haben, über akute Rückenschmerzen. Ich empfahl ihr die palästinensische Physiotherapeutin. Und tatsächlich, sie ließ sich von ihr helfen.

Die seltsame Geschichte: ‚Bus oder Zug‘

Wie die Erfahrung von Unterdrückung auch in Situationen verletzlich macht, in denen die vermeintliche Diskriminierung an Realitätsverlust grenzt, macht die seltsame Geschichte: ‚Bus oder Zug‘ deutlich.

Die große Gruppe der Israelinnen und auch einige Palästinenserinnen, die ab Tel Aviv mit einer Billiglinie fliegen konnten, wurde von und zum Flughafen Düsseldorf mit einem Bus transportiert, weil das die billigste und schnellste Fahrtmöglichkeit war. Die kleinere Gruppe der Palästin-

serinnen, die mit einem teuren LH-Linienflug aus Amman nach Frankfurt kam, fuhr mit dem billigen Hessen-Gruppen-Ticket vom Flughafen nach Hofgeismar. Diese Zugfahrt wurde von den Palästinenserinnen als Diskriminierung wahrgenommen. Wir Deutschen und Eingedeutschten konnten die Aufregung nicht verstehen, da eine Zugfahrt hierzulande gegenüber dem Reisebus keine soziale Abwertung bedeutet. Wilfriede versuchte das als Koordinatorin zu erklären und Helga schickte gar einen Brief, in dem sie vorrechnete, dass in dieser besonderen Situation die Zugfahrt nur 1/6 koste, und sie mit den Spendengeldern sorgsam umgehen müsse. Das beruhigte die Gemüter keineswegs. Einige äußerten den Verdacht, sie bekämen aus rassistischen Gründen keinen Bus wie die Israelis. Diese fühlten sich nun zur ‚Solidarität‘ bemüßigt, nämlich Geld zu sammeln, um einen Bus für die Palästinenserinnen zu chartern. Nachdem alle Argumente nicht fruchteten, sagten wir: „Do it! Organisiert Euch selbst!“ Dann passierte nichts mehr.

Ich musste zuerst lachen, zu welch grotesken Verschiebungen die ständige Suche der Palästinenserinnen führte, den deutschen Gastgebern doch noch nachzuweisen, dass sie diskriminiert würden. Dann wurde ich über die merkwürdige Solidarisierung der Israelinnen gegen den vermeintlichen Rassismus der deutschen Veranstalter ärgerlich und fragte polemisch: „Die Palästinenserinnen haben einen sehr viel unangenehmeren Weg als ihr, aber erst nachdem sie in Amman gelandet sind. Dann fangen die Checkpoints und Kontrollen erst an. Wollt ihr euch von der Verantwortung für diese Situation mit einem überflüssigen Bus freikaufen?“ Ich glaube, einige haben mich verstanden, andere kämpften wacker weiter gegen eine vermeintliche Benachteiligung ihrer neu gewonnenen Freundinnen.

An der Zugfahrt nach Frankfurt habe ich dann teilgenommen. Sie verlief ohne Probleme und in guter Stimmung.

In allen Diskussionen hat Irit, die israelische Moderatorin in der englischsprachigen Gruppe, sehr viel dazu beigetragen, dass sich manche Frauen dazu bewegen ließen, nicht in plakativen Darstellungen stecken zu bleiben, sondern sich mit ihren eigenen Widersprüchen auseinanderzusetzen und zu überlegen, was frau konkret selbst tun könnte.

Ich hörte von weiteren Entwicklungen und Aktivitäten bei den Teilnehmerinnen nach ihrer Rückkehr. So hat Ruth den Reservedienst verweigert, und eine große Gruppe der Israelinnen besuchte Dima in Hebron.

Berichte über das gemischte Seminar in Walberberg

Barbara Esser, Khalil Toama, Angelika Vetter

„It's all in Balance now“

„It's all in Balance now“, das sagt eine Israelin zu uns, als wir beim Abschiedsabend einer größeren Gruppe Israelis und Palästinensern dabei zuschauen, wie sie gemeinsam versuchen, eine große Wippe ins Gleichgewicht zu bringen. Sie schaut uns an und lacht; und es scheint alles mitzuschwingen in diesem Lachen: die Euphorie des letzten Abends, das Gefühl, Teil eines wichtigen Prozesses zu sein, die Anstrengung der letzten zwei Wochen, enttäuschte Erwartungen und neue Hoffnungen.

In der dritten, gemischten Gruppe (80 Tn.) in der Jugendakademie Walberberg war bei der Ankunft von den üblichen Berührungängsten nichts zu spüren. Bei Tisch saßen die TeilnehmerInnen gleich zusammen, sie erkundeten gemeinsam das Dorf und den Wald, führten lange Gespräche usw. Eine erstaunlich harmonische Atmosphäre herrschte.

Doch als dann in der ersten Gruppensitzung gefragt wird, mit welchen Erwartungen die TeilnehmerInnen zu diesem Seminar gekommen sind, wirft

schon diese einfache Frage Meinungsverschiedenheiten und Ängste auf. Erwartungen an das Seminar mischen sich mit Neugier und Angst, die gesamte Situation betreffend. Was ist jedeR einzelne bereit zu tun, um seine eigenen Erwartungen und Hoffnungen zu realisieren? Darf man Überzeugungen äußern, ohne Verantwortung für Veränderung tragen zu wollen? Es herrscht Uneinigkeit, nicht nur zwischen, sondern vor allem auch in den Gruppen. Aber wie viel Einigkeit ist notwendig? Ein Israeli hat Angst davor, dass die Palästinenser mit einer Stimme sprechen, eine klare gemeinsame Meinung vertreten, während die Israelis nur für sich selbst als Person eintreten. Ein anderer Israeli beurteilt dies positiv und erinnert daran, was passieren konnte, als in Deutschland ein Volk mit nur einer Stimme sprach.

Nationale Symbole wie Palästinensertücher oder Sticker sieht man im Laufe der Tage immer seltener. Schon seit der Ankunft verbringen sie gemeinsam ihre Freizeit und reden viel miteinander. Die Atmosphäre in den Dialogrunden ist ernsthaft, die Teilnehmer agieren sehr reif. Sie klammern in den Gruppen Probleme erst einmal aus, weil sie die gelöste Atmosphäre nicht stören wollen.

Dort geht es anfangs immer wieder darum, Regeln festzusetzen und Vertrauen aufzubauen. Einige Israelis bitten die Betreuer darum, die Palästinenser zu stoppen, als deren Berichte zu eindringlich werden. Während die Palästinenser auf sehr emotionale Weise über den Konflikt reden, nutzen die Israelis eine politischere Sprache, um ihre Sicht der Dinge zu beschreiben. Sich die Geschichten der anderen anzuhören, ist für beide Seiten schwierig. Schnell versuchen sie zur Lösungsfindung überzugehen und lenken auf Nebenschauplätze wie Frauenrechte oder soziale Probleme ab. Später solidarisieren sich palästinensische und israelische Frauen, die sich jeweils von ihren männlichen Kollegen nicht ernst genommen fühlen. Die Situation ist sehr emotional, in der Pause trösten sie sich gegenseitig und stärken sich im weiteren Dialog gegenseitig den Rücken. Als eine Palästinenserin sehr aufgewühlt von dem Verlust einer Freundin in Gaza erzählt, reagieren alle betroffen, eine Israelin tröstet sie. Trotzdem erzählt uns eine andere Israelin am selben Tag, dass sie keinen Konsens sehe. Es gehe nicht nur um unterschiedliche Meinungen, sondern um unterschiedliche Werte, die Mentalitäten seien völlig verschieden.

Dieses emotionale Miteinander wird am nächsten Tag durch Vorträge über den Holocaust und die Nakba unterbrochen. Ein Teilnehmer, der Mitarbeiter der Gedenkstätte Yad Vashem in Israel ist, hält einen Vortrag über die

Vernichtung der Juden in Europa. Neben ehrlicher Betroffenheit auf palästinensischer Seite wird er auch mit Fragen konfrontiert, die den Holocaust in Beziehung zum heutigen Konflikt setzen. „Warum habt ihr Gaza angegriffen?“ „Warum lasst ihr uns so leiden?“ Ein weiterer Vortrag von Shulti über die Gründung Israels, aber auch die bis heute andauernde Besiedlung von palästinensischem Boden durch die Israelis führt zu einer hitzigen Diskussion mit einem israelischen Siedler, der die Palästinenser mit der Aussage provoziert: „Wir haben nicht besetzt, wir sind zurückgekehrt“.

In der Kleingruppe ist die Atmosphäre ruhig – aber angespannt. Während sie am vorherigen Tag stark durch persönliche Anteilnahme geprägt war, sitzen beide Gruppen jetzt wieder klar voneinander getrennt.

Die Israelis beklagen, dass die Palästinenser nicht willens sind, das jüdische Leid in seiner Einmaligkeit anzuerkennen, den Holocaust gar mit dem Gazakrieg vergleichen. Sie erwarten Verständnis und Anerkennung ihrer Leiden im Holocaust, bevor sie die aktuelle politische Diskussion führen.

Nachmittags folgt ein Vortrag über die Nakba. Die Israelis beklagen die zeitliche Nähe zur Holocaust-Thematik. Diese Kritik ist den israelischen Betreuern nicht neu, die meinen, dass manche israelische Teilnehmer nach Entschuldigungen suchen, um sich nicht inhaltlich mit der Nakba beschäftigen zu müssen.

Während die Israelis in den ersten Tagen stark den freundschaftlichen Kontakt auf persönlicher Ebene gesucht haben, wirken sie jetzt zum Teil frustriert. Eine Israelin erzählt, dass sie zu Hause immer wieder mit Leuten konfrontiert werde, die behaupten, mit den Palästinensern könne man nicht reden, sie würden nicht von ihrem Standpunkt abrücken. Sie habe die Palästinenser immer verteidigt. Jetzt aber habe sie in der Gruppe selber genau dieses Gefühl, dass keine ehrliche Gesprächsbereitschaft da wäre.

Die Verweigerung der Palästinenser, den Holocaust angemessen anzuerkennen, setzen die Israelis emotional mit völlig fehlender Anerkennung ihres Staates und ihrer Existenzberechtigung gleich. In Folge dessen agieren sie jetzt aggressiver und gestehen sich Aussagen zu wie: „Das ist unser Land“ oder „Wir sind die Stärkeren, wir warten nicht auf Euch“.

Die Palästinenser argumentieren jetzt mehr mit geschichtlichen Fakten und beschränken sich nicht mehr auf die Darstellung ihres gegenwärtigen Leidens. Ein Palästinenser findet die Haltung der israelischen Teilnehmer gönnerhaft: „Sie gestehen ein, aber sie erkennen nicht an. Ihnen geht es nicht um prinzipielle Rechte der Palästinenser sondern um eine Art Gnadenakt.“

Bei den Kulturabenden herrscht eine sehr gelöste Stimmung. Die Israelis

bringen anhand einer nachgespielten populären Quizsendung den Palästinensern ihre Kultur und ihren Alltag näher. Geraten wird in gemischten Gruppen. Das Interesse füreinander scheint hier und auch beim palästinensischen Kulturabend genauso ernsthaft zu sein, wie in den Diskussionen tagsüber.

Bei einer Diskussion in Kleingruppen über die Jerusalemfrage wird deutlich, wie sehr sich die Teilnehmenden immer wieder in historischen Details verstricken und einerseits eine ernsthafte, gemeinsame Lösung des Konflikts suchen, dann aber wieder eine abwartende Haltung einnehmen.

Pal.: „Ich glaube, wir können nicht mit Israelis zusammen leben, weil wir zu viele Menschen verloren haben.“

Isr.: „Wir haben alle Opfer zu beklagen, wenn wir uns nur trennen, ist das kein wirklicher Frieden.“

Pal.: „Jerusalem war arabisch.“

Isr.: „Wie meinst Du das genau, wann ist WAR?“

Isr.: „Hier hat die Welt begonnen! Mit den Juden. Muhammad war viel später.“

Pal.: „Jerusalem ist auch unser Heiligtum!“

Isr.: „Was wollt ihr denn? Al Aqsa? Oder was noch?“

Isr.: „Es gibt zwei Möglichkeiten, entweder es gehört beiden oder keinem!“

Pal.: „Wir müssen teilen!“

Isr.: „Wir können die Altstadt nicht teilen!“

Isr.: „Wir splitten nicht, wir müssen zusammen leben“

Pal.: „Ich glaube nicht, dass Muslims und Juden zusammen beten können.“

Isr.: „Das ist doch jetzt auch der Fall“

Pal.: „Ja, wegen der vielen Security, aber es ist nicht friedlich.“

Isr.: „Dann brauchen wir halt Security.“

Pal.: „Wenn ich momentan in Jerusalem beten will, werde ich von der Security demütigend behandelt!“

Man einigt sich auf den Zugang zu den heiligen Stätten für alle, falls nötig mit Security, die alle Einwohner gleich behandelt.

Unfrieden bei den Friedensverhandlungen

Wie schwer es ist, konkrete Einigungen zu erzielen erleben die Teilnehmenden auch bei den abschließenden fiktiven Friedensverhandlungen.

Trotz der Erklärungen, dass es mehr auf den Prozess als auf die Ergebnisse ankäme und Visionen gefragt seien, hielten sich die Delegationen in den Verhandlungsgruppen (Status von Jerusalem, Grenzverlauf und Räumung von Siedlungen, Verteilung der Ressourcen usw.) eher an politische Fakten und vermeintliche Sachzwänge.

Die Verhandlungen werden überraschend von den Israelis abgebrochen, da die Palästinenser nicht bereit seien, Israel als *jüdischen* Staat anzuerkennen. Die Frage, was ein jüdischer Staat sei, können die Israelis dann aber nicht klar beantworten. „Wir wollen die Mehrheit sein.“ Ob damit eine absolute oder relative Mehrheit gemeint ist, die kulturelle Hegemonie oder ein religiöser Staat, wird unterschiedlich akzentuiert. Ein junger Mann sagt, er wolle in einem Staat leben, in dem er jüdisch sein könne. Seine Großeltern seien aus dem Jemen gekommen, nicht um israelisch, sondern um jüdisch zu leben. Andere wünschen sich Israel als demokratischen, säkularen Staat, in dem sie angstfrei leben können.

Die Palästinenser reagieren auf den Verhandlungsabbruch überrascht, sie hätten keine Vorbedingungen an die Verhandlungen gestellt. Der von den Israelis als „Premierminister“ gewählte Teilnehmer wirft den Palästinensern fehlende Kooperation vor. Er habe den Eindruck gewonnen, wenn die Palästinenser stur sein wollten, dann wären sie eben stur. Da gäbe es nichts zu verhandeln.

Alle waren von dem Eklat sichtlich betroffen. Der israelische „Präsident“ und die palästinensische „Präsidentin“ wurden zu einer Krisensitzung mit den ModeratorInnen und dem Team aus Deutschland eingeladen

Die Koordinatoren geben zu bedenken, dass in den bisherigen Dialogrunden die menschliche Ebene der Gespräche und das subjektive Wahrnehmen des Konfliktes im Vordergrund standen, während nun in den fiktiven Verhandlungen Diplomatie, Kompromissbereitschaft und Visionen gefragt seien. Es käme eher darauf an, einen Weg aus der Sackgasse zu finden als nach vorschnellen Lösungen zu suchen.

Die israelischen Betreuer bemängeln an ihrer Gruppe den fehlenden Willen zu Kompromissen. Mit der Forderung nach der Anerkennung eines *jüdischen* Staates hätten sie die Verhandlungen mit einem der schwierigsten Probleme angefangen statt die Anerkennung des *israelischen* Staates zu fordern. Damit hätten sie die Verhandlungen blockiert.

In ihrem Verhalten spiegele sich die Machtbalance – wie in der Realität dieses asymmetrischen Konflikts – nach dem Motto: Es gibt keinen Ver-

handlungspartner auf der palästinensischen Seite! Die Palästinenser seien deshalb auch im Seminar frustriert und würden radikaler. Darüber aber hätten die Gruppen sprechen müssen, anstatt zu resignieren (Palästinenser) oder sich zu entziehen (Israelis).

Mit großer Ernsthaftigkeit kehrten die Delegationen an die Verhandlungstische zurück und gaben am nächsten Abend in einer Pressekonferenz ihre Ergebnisse bekannt. Der dringende Wunsch nach einem friedlichen, gleichberechtigten Zusammenleben war letztendlich stärker als religiöse oder nationale Interessen.

Viele Teilnehmende erzählen hinterher, dass sie gerade diese gemeinsame Erfahrung der Schwierigkeiten sehr positiv erlebten.

Ein Israeli beschreibt den Prozess der letzten zwei Wochen: Am Anfang habe er die Reaktionen der Israelis auf das palästinensische Leid unmenschlich gefunden. Es sei dann ein Prozess des Verstehens gefolgt, in dem sie den Anderen als menschliches Wesen zu sehen begannen. Es habe den gesegneten Moment des gegenseitigen Verstehens gegeben. Deshalb hätten sie vor den Verhandlungen gedacht, das würde einfach werden, weil sie sich doch so gut verständen. Aber dann seien sie tief enttäuscht gewesen über die Schwierigkeiten in den Verhandlungen: „Aber wir sind jetzt nicht bei Null. Alle haben hier gesehen, wie schwierig es ist, etwas zu ändern, aber auch, dass es möglich ist!“

Eine andere Israelin sagt, wann immer sie in Zukunft Besatzung oder Radikalismus sähe, würde sie an die Menschen denken, die sie hier getroffen habe.

Viele Palästinenser haben am Anfang betont, wie wichtig es sei, in den Diskussionen keine Schwäche zu zeigen und geschlossen aufzutreten. In einer abschließenden Reflexion zeigen sie sich selbstkritisch. Sie wären im Gegensatz zu den Israelis schlecht vorbereitet gewesen, besonders in den Verhandlungen. Ein Teilnehmer wünscht sich, Palästina würde ein besseres Bild von sich zeigen. Sie hätten hier gelernt, wie man verhandeln könne und dass man die andere Seite überzeugen und Kompromisse finden müsse, ohne unzumutbare Zugeständnisse zu machen.

Eine Palästinenserin beklagt vor der palästinensischen Gruppe, dass sie von einigen Teilnehmern dafür kritisiert wurde, viel Zeit mit den Israelis zu verbringen. Aber dafür wäre sie gekommen. Sie hätte die Israelis und ihre Kultur kennen lernen wollen. Die Reaktion einiger Palästinenser hätte sie geärgert.

Am Ende merkt ein Palästinenser zur Erheiterung aller an, die Vorurteile über Palästinenser, sie seien unpünktlich, undiszipliniert und unzuverlässig, hätten sich als nicht richtig erwiesen. Die Israelis seien eindeutig viel schlimmer!

Alle Spannungen lösten sich beim abendlichen Grillfest, als der israelische Sänger und Friedensaktivist Ofer Golani von seiner Deutschland-Tournee einen Abstecher nach Walberberg machte und ein Konzert gab, das alle von den Bänken riss.

Aya und Osnat

Von der Konfrontation zum Dialog

Ich kam als Israelin mit großer Angst zu dieser Begegnung, die wohl meist wütend und aggressiv sein würde, mit einem Gefühl, dass alles, was geschah und noch in den besetzten Gebieten geschieht, mich belastet, obwohl ich für das alles nicht verantwortlich sein kann.

Die israelische Gruppe bestand aus ganz verschiedenen Leuten. Es gab politisch Linke und Rechte und viele „aus der Mitte“, vom Siedler aus Ariel bis zum Kriegsdienstverweigerer aus Gewissensgründen.

Wir erreichten das malerische Städtchen Walberberg, wo auch die Kneipe, der Wald und der See drei wichtige Orte und integraler Teil von allem waren, was in dem Camp geschah.

Der Prozess in der israelischen Gruppe war eines der wichtigsten Dinge, die sich im Seminar herausbildeten. Es war erstaunlich, wie Menschen, die nur der Wille am Seminar teilzunehmen einte, es vermochten, so sensibel und empfänglich zu sein, während sie gleichzeitig ihre Meinungen und Überzeugungen offen äußerten.

Wir waren in drei Gruppen aufgeteilt, in jeder 10 Israeli und 10 Palästinenser, geleitet von je einem jüdischen Betreuer und einem palästinensischen, dazu ein Übersetzer. Während der Seminarsitzungen konnte jeder in seiner Muttersprache sprechen und wurde übersetzt.

Mit familiären Spielen stellten wir uns gegenseitig vor. So entstand ganz schnell eine freundliche Atmosphäre. Am nächsten Tag gab es eine Namensrunde, wo jeder erzählte, woher er kommt. Einige Palästinenser



*Der populäre israelische Sänger und Friedenskämpfer Ofer Golani kam zum dritten Mal nach Walberberg und animierte beim Abschiedsabend zum Tanz, der in einer ausgelassenen, gemeinsamen Musik-Session endete.
Fotos: M.Klose/BR*

zeigten den Ort, aus dem ihre Eltern oder Großeltern vertrieben worden waren. Das war für mich neu, und ich verstand es nicht. In den ersten Tagen wurden persönliche Lebensgeschichten erzählt, wie jeder hier her gekommen war, und wo er zuerst mit dem Konflikt konfrontiert wurde.

Das war eine Abfolge von Geschichten, die keineswegs einfach waren. Von einem jungen Mann, der an einem Checkpoint festgehalten wurde, nur um ihn zu demütigen, dem Offizier, der wegen Befehlsverweigerung ins Gefängnis musste, von einem Jungen aus Nablus, dessen elterliche Garage zerstört wurde, weil ein Panzer gerade Platz brauchte, bis zu einem Jungen, der bei einer Militäroperation angeschossen wurde. Diese Geschichten füllten einen Teil der ersten Woche. Es dauerte lange, bis sich die Menschen öffneten und diese Dinge mitteilten.

Diese persönliche Ebene wurde dann noch um das „nationale Narrativ“ erweitert: Wer das Recht auf das Land hat und es nötiger braucht, wer mehr leidet und bedauernswerter ist, wer Recht hat, und wer im Unrecht ist.

Es entstand das Gefühl von einer Erzählrunde des Elends: wer hat die schlimmste Geschichte zu berichten? Wir Israelis verstanden, dass wir da nicht mithalten konnten. Dann realisierten wir, dass dieser Dialog nicht zwischen gleichen Parteien stattfindet, dass wir die stärkere Seite sind und als „Besatzer“ auch die Verantwortlichen sind, aber auch diejenigen, die die andere Seite zu verstehen sucht.

Es war schwierig für uns, unsere defensive politische Haltung durchzuhalten und wirklich die Geschichten anhören zu können, ohne zum Gegenangriff überzugehen und sie mit dem Holocaust zu konfrontieren, nicht im Stillen zu denken: „Ihr habt es selbst mitverschuldet“, um auf diese Weise zu vermeiden, uns mit ihrer traurigen Geschichte zu identifizieren. Das Gefühl, dass *sie* es nicht schaffen würden, uns in gleicher Intensität anzuhören, war schwierig. Doch war klar, dass es Veränderungen bei einigen Palästinensern oder vielleicht bei fast allen gab, die andere Seite zu verstehen.

Abgesehen von unseren persönlichen Geschichten, befassten wir uns in den Gruppen auch mit den grundlegenden Problemen des Konflikts, und fingen an, über Lösungsmöglichkeiten nachzudenken. Bei jedem Thema, das wir ansprachen: Jerusalem, Flüchtlinge, das Recht auf das Land, den Staat Israel etc. entdeckten wir wieder diesen verrückten Graben zwischen uns, wie unmöglich es ist zu sagen, was für jede der beiden Parteien real ist.

Da gab es Erklärungen seitens der Palästinenser, die für uns Israeli schwer zu akzeptieren waren, wie die extrem antisemitischen ‚Protokolle der Weisen von Zion‘, die sie an der Universität studieren. Eine Palästinenserin sagte: „Wenn es nach mir ginge, hätte ich deine Großeltern nach Europa zurückgeschickt.“

Sie sagten auch, dass wir Israeli bei der Klagemauer Ausgrabungen machen, um den Tempelberg mit der Al Aqsa Moschee absinken zu lassen. Es gab auf der jüdischen Seite durchaus Stimmen, die diesen Vorwurf für nicht unbegründet hielten, angesichts der Leute, die diese alttestamentarisch-historischen Ausgrabungen betreiben.

In den Gesprächen unter vier Augen gab es kaum Bemerkungen dieser Art, und wir hatten mehr und mehr das Gefühl, ein Gespräch mit Menschen zu führen, die uns ganz persönlich sagten, dass sie zwei Staaten, Frieden und ein Ende des Blutvergießens wollen.

Es gab auch beleidigende Kommentare von unseren Leuten: „Das ist der arabische Charakter“ oder „Sie sind Heulsusen“. Wir hatten nicht immer die nötige Sensibilität und wurden auch aggressiv. Wir verteidigten Dinge als nationale Symbole wie einen jüdischen Staat, sogar die Siedlungen und die Trennmauer. Und zwar nicht nur diejenigen von uns, die sich als extrem rechts definierten, sondern auch wir, die Friedensfreunde vom linken Konsens. Wir haben hier Dinge in uns selbst entdeckt, die nicht so nett sind, dass auch wir massive Vorurteile gegenüber den Arabern haben. Wir merkten dann aber, dass die Palästinenser, die wir hier trafen, offenbar nicht die sind, die zu treffen wir uns erhofft hatten.

An den letzten Seminartagen führten wir simulierte Friedensverhandlungen zwischen den beiden Seiten. In vier Ausschüssen wurde verhandelt: über Grenzen, Flüchtlinge, Jerusalem und die Zukunft der Region. Zum Abschluss der Verhandlungen hatten wir gemischte Gefühle. Wir hatten zwar kein Friedensabkommen erreicht, waren aber weiter gekommen als Barak in Camp David. Wir wurden gewahr, dass jeder von uns mitten in den Verhandlungen fünf Schritte zurückwich und wieder zurückfiel auf die Position der Seite, die er im Konflikt vertrat, und es schwierig fand, der anderen Seite zuzuhören und ihre Position zu sehen.

Wir haben auch verstanden, wie wunderbar die Friedensoption ist. Wie viele Möglichkeiten und Gutes mit Frieden verbunden sind. Dass es keine andere Wahl gibt, als weiter dafür zu kämpfen.

Wir kehrten nach Israel zurück in dem Gefühl, dass etwas Wichtiges passiert war. Eine Veränderung hat stattgefunden in uns und in ihnen. Basem, der von einem Soldaten angeschossen wurde, sagte mir am Ende des Seminars: „Ich habe zum ersten Mal das Gefühl, dass ich einigen Juden vertrauen kann.“

Wir kamen zurück in dem Wissen, dass die Realität viel komplexer und schwieriger ist als wir es uns vorstellten. Zwar ist uns nicht klar, was wir jetzt tun sollen, um die Verhältnisse zu ändern. Aber eines ist klar: Was auch immer geschieht, wir müssen weiter miteinander reden und uns treffen, um zusammen zu überlegen, welches der richtige Weg zum Wohl beider Seiten ist.

Entgegen der herrschenden Propaganda haben wir erfahren: Es gibt Verhandlungspartner auf der anderen Seite.

Dori G.

Meine Eindrücke als Mitglied der israelischen Gruppe

Nach dem Vorbereitungstreffen schloss ich mich der Delegation ohne Beunruhigung an. Die Israeli gefielen mir. So war ich im Grunde auch nicht besorgt, die Palästinenser zu treffen, auch wenn die andere Seite die „Bösen“ waren. Ich würde ja immer die Unterstützung meiner Gruppe haben. Natürlich lief alles ganz anders als geplant, und es stellte sich heraus, dass ich die größten Schwierigkeiten mit der israelischen Gruppe haben sollte.

Wir trafen uns am Flughafen Tel Aviv und kamen nach Flug und Busfahrt gegen Abend in der Jugendakademie an. Die Palästinenser saßen schon beim Essen, und wir verteilten uns zwanglos zwischen ihren Tischen und redeten. Schließlich sind wir ja gekommen, um mit ihnen zu sprechen und Frieden zu schließen. Die allgemeine Offenheit und große Bereitschaft zu hören und zu reden, ließen geschwind eine Beziehung zu den Palästinensern entstehen.

Bei den Vorbereitungstreffen in Israel waren wir schon gewarnt worden, dass es eine Tendenz zu (unnötigen) Auseinandersetzungen gäbe, welche Seite mehr leide.

Ich hatte in den ersten Tagen das Gefühl, dass die Palästinenser erst einmal ihr Herz ausschütten wollten. Sie meinten – so dachte ich – wir wüssten nicht, was sie tagtäglich durchmachen, und fanden es sehr wichtig, dass wir verstehen, wie ihr Leben aussieht, als Folge unserer Besatzung. – Ich

muss betonen, dass vor meiner Teilnahme am Seminar der Begriff „Besatzung“ für mich inakzeptabel gewesen ist, wie natürlich auch für meinen Freundeskreis. Ich beobachtete amüsiert, wie schnell ich dieses Wort und insbesondere seine Bedeutung akzeptierte und es in meinen Wortschatz übernahm.

Khaled, ein Palästinenser aus Bi'lin, zeigte mir abends Fotos von Menschen mit zertrümmerten Köpfen und Strömen von Blut. Ich kommentierte, die Fotos seien ja sehr hübsch.

Es fielen noch ein paar andere Äußerungen, die zu schreiben mir jetzt schwer fällt, aber ich will mich überwinden. Zu Khaled sagte ich noch: „Linke hasse ich mehr als Araber. Sie betrügen doch ihre eigene Seite. Zuerst müssen wir die Linken umlegen, dann die Araber.“ Das wurde natürlich mit einem Lächeln gesagt, ich meinte nicht wirklich, was ich da redete, aber wie wir sagen: „In jedem Scherz steckt ein Körnchen Wahrheit.“ Khaled fand das überhaupt nicht witzig und der Satz verbreitete sich schnell in den Räumen der jungen Männer. Morgens sagte mir dann Eli, dass Leute wie ich den Holocaust möglich machen. Ich glaube, er meinte auch nicht, was er sagte. Ich weinte den ganzen Tag und wollte nach Hause zurück.

Zu Beginn der Gespräche war die Kluft zwischen uns groß, sehr groß! So wollten die Palästinenser unser Recht auf einen jüdischen Staat Israel nicht anerkennen. Nida rutschte sogar heraus: Wenn die Araber 1948 gewonnen hätten, wären weder wir noch unsere Großväter hier. Das führte natürlich zu einem großen ‚Tamtam‘.

Ungefähr in der Mitte des Seminars bewirkten die Moderatoren etwas Großartiges, das war zweifellos ein Wendepunkt in der Diskussion. Die Zweiergespräche wurden auf 1½ Stunden verlängert, und wir waren aufgefordert, dabei eine persönliche Übereinkunft auszuhandeln und zu unterzeichnen. Das war ganz ungeheuer schwierig, ohne persönliche Beziehung zueinander so lange unter vier Augen zu sprechen, auch weil es nur einen Übersetzer für alle gab. Aber wir erreichten schließlich eine gemeinsame Grundlage, und danach wurden die Gespräche viel produktiver.

Der wichtigste Termin war das tägliche uni-nationale Treffen. Da machte mir unser Koordinator Shulti klar, warum Krieg keine Lösung unserer realen Probleme sein kann.

Die Teilnahme am Seminar beeinflusste mich zweifellos mehr als ich es erwartete. Andernfalls wäre ich vielleicht letzten Monat nicht illegal nach Tulkarem (Westbank) gefahren, um einige aus der Gruppe zu treffen. Ich hätte nicht gelernt, die Palästinenser wirklich zu mögen.

Bin ich jetzt – als Ergebnis meiner Teilnahme an dem Seminar – gegen die Besatzung, gegen Militärdienst, gegen Checkpoints? Die Antwort auf alle diese Fragen ist: Nein. Aber wenn mein Sohn seinen Militärdienst machen wird, werde ich ihn so erziehen, dass er die andere Seite human und respektvoll behandelt. Als Ergebnis der Teilnahme am Seminar bin ich mir jetzt bewusst, wie die Palästinenser unter den Checkpoints leiden, unter Soldaten, die mitten in der Nacht in ihre Häuser eindringen usw. Jedenfalls will ich mich nicht mehr vor dem Leid anderer verschließen, auch wenn sie keine Juden sind. Ich bedaure, dass ich das im Seminar noch nicht geschafft hatte.



*Deutsch-Palästinensischer Frauenverein e.V.
Laila Klaibo, Vorsitzende der Palestine Women's
Union in Khan Yunis und Rafah*

Kinder im Gazastreifen

Für alle warmherzigen, freundlichen und wunder-
vollen Menschen, die mit ihren weisen und hilfs-
bereiten Händen geholfen haben! Wir, die Direk-
torin des Summer Camps und die BetreuerInnen,
senden allen unseren herzlichen Dank für die großartige Hilfe, die strah-
lende Freude in die Gesichter der Kinder vom Camp gezaubert hat.

„Kerzen der Zukunft“

Mahmud ist acht Jahre alt und das jüngste Kind einer zwölköpfigen Fami-
lie. Der Vater versucht von Zeit zu Zeit, auf einer Farm zu arbeiten, um
seine Familie zu ernähren, doch die Arbeitslosigkeit ist sehr hoch. Die Fa-
milie ist auf Hilfe von außen wie Lebensmittel oder Gutscheine angewie-
sen. Durch die seit langem bestehende Blockade von Gaza ist die Famili-
ensituation, so wie die von vielen anderen Familien, sehr schlecht und
traurig:

Mahmud leidet deutlich unter Minderwertigkeitskomplexen, wahrschein-
lich aufgrund seiner schwarzen Hautfarbe. Er hatte im Camp große Pro-
bleme, mit Kindern zu spielen. Wir haben ihm klar gemacht, dass es kei-
nen Hass und keine Vorurteile gegen ihn gibt und dass er das Recht hat,
wie jedes andere Kind auf der Welt in Frieden zu leben.

Durch unsere Bemühungen gelang es, dass Mahmud sich aktiv an Spielen
und den Folkloretänzen beteiligte. Wir haben seine Selbstständigkeit un-
terstützt und ihm wichtige Rollen in vielen Spielen gegeben. Mahmud hat
gelernt, selber auf andere Kinder zuzugehen, mit ihnen zu spielen, zu tan-
zen, zu reden, und vor allem hat er gelernt, dass wir alle Menschen sind,
egal welcher Herkunft und gleich welcher Hautfarbe.

Er hat seine Komplexe, seine Depressionen, seine Hoffnungslosigkeit und
den Hass bewältigen können. Er hat sich geöffnet und über seine Gefühle
und Hobbys gesprochen. Er war glücklich über all die Aktivitäten, die ge-
regelten Mahlzeiten und den gesamten Ablauf des Camps.

Die Situation von Maha ist noch dunkler. Das Haus scheint unbewohnt zu
sein. Die Fenster sind kurz vor dem Zerfall. Trotzdem leben dort 13 Perso-
nen: 6 Jungen und 5 Mädchen mit ihrer Mutter. Sie leben in zwei Zimmern

und einer „Küche“. Die Familie besitzt nicht einmal das Nötigste, keine Spur von Möbeln, Wärme oder Essen. Die Mutter sitzt in einer Ecke und schaukelt ihr Baby auf ihrem Schoß. Neben ihr sitzt ihre behinderte Tochter, die nur mit ihren Blicken an der Welt teilnimmt. Sie kann nicht sprechen oder mit den Geschwistern spielen. Die Situation ist gezeichnet von großer Armut, Trauer und Verzweiflung.

Der Vater hat – von der Situation überfordert – die Familie verlassen, und die Mutter weiß nicht, wie sie ihre 11 Kinder ernähren soll.

Kein Essen, keine Medizin – sie hat nur ihre Tränen und ihre Hände, die sie nach oben öffnet, Gott um Erbarmen bittend.

Dieses elende Familienbild hat Mahas Herz mit Trauer erfüllt und lässt weder Platz für ein bisschen Glück noch für schöne Träume. Maha möchte gern mit anderen Kindern spielen, doch sie hat nur zerrissene Kleider und kaputte Schuhe. Und sie schämt sich.

Unser Verein hat diese Familie durch Maha kennengelernt, die am Summer Camp teilgenommen hat.

Wir haben es geschafft, der Familie zu helfen, wir haben sie mit Kleidung unterstützt, und wir haben Maha vom Kindergartenbeitrag befreit. Die Mutter hat sich darüber sehr gefreut, und wir haben es geschafft, ein Lächeln auf ihr Gesicht zu zaubern. Sie ist allen Menschen dankbar, die ihr nicht nur materiell, sondern auch seelisch geholfen haben.

Übersetzung aus dem Arabischen: Enaam Fatayerdji, Sarah El-Yassir.

Kürzung: Wilfriede Dieter



Future Generation Hands Association **Ferienspiele in Nablus**



Die Situation in Nablus ist auch weiterhin sehr schwierig. Die Menschen haben durch die israelische Besatzung und die Einschränkungen, die die israelische Regierung ihnen aufzwingt, immense Probleme. Wegen großer finanzieller Schwierigkeiten ihrer Familien leben sehr viele Kinder unter der Armutsgrenze.

Und so wollen wir, dass sie in unserem Camp die Realität des Konflikts hinter sich lassen, den dauernden psychologischen Stress abbauen und schöne, glückliche Tage erleben. Auch in diesem Jahr bot das Sommercamp den Kindern Raum, ihre Gefühle und Gedanken frei auszudrücken



und ihre verborgenen Begabungen entdecken. Die 11 professionellen Betreuer boten psychologische Hilfe, pädagogische Betreuung und viele anregende Freizeitaktivitäten an. 8 Kollegen mit Ausbildung in Psychologie oder Pädagogik, 2 freiwillige Helfer und der Leiter arbeiteten schon bei der Auswahl der Kinder zusammen. 5 behinderte Kinder brauchten besondere Betreuung, 18 zeigten aggressives Verhalten, 68 Kinder kommen aus

äußerst armen Familien, 9 sind Waisen.

Statt 10 genossen wir dieses Jahr 14 Tage „Ferien vom Krieg“. Im Al’Aelat Familien-Park gab es interaktive Spiele, kreative handwerkliche und künstlerische Angebote mit ungewohnten Materialien und kognitiv anregende Aktivitäten. Natürlich besuchten wir wieder die Altstadt von Nablus, Höhepunkt war aber der Al Badan Park mit Baden und Schwimmen. Unsere pädagogische Arbeit war sehr erfolgreich. 6 verhaltensauffällige Kinder wurden allmählich in die Gruppen integriert, viele aggressive Kinder konnten von höflichem, gewaltfreien Verhalten überzeugt und integriert werden. Die Kinder konnten ihre unentdeckten Talente entfalten und zeigten beim Abschlussfest phantastische kunsthandwerkliche Kreationen und führten kleine Kunststücke vor.

Ein Kind unter hundert – Ahmed

Ahmed ist 8 Jahre alt. Er empfindet Scham wegen seines Sprachfehlers und vermeidet es, mit anderen Kindern zu reden. Die Mitarbeiter beobachteten, wie er allein außerhalb der Gruppe saß. Die Betreuer kümmerten sich um den Jungen. Der Psychologe hörte ihm in aller Ruhe geduldig zu. Anfangs weigerte er sich zu reden, allmählich antwortete er aber auf Fragen und äußerte sich schließlich sogar zu manchen Themen. Der Junge entwickelte Selbstvertrauen und fasste Mut, auch mit den Kindern Kontakt aufzunehmen. Die machten keine Bemerkungen über seine Aussprache, und so überwand er allmählich seine Scheu und traute sich immer mehr zu.

Ahmed ist handwerklich sehr begabt, seine Arbeiten wurden von den Mitarbeitern häufig gelobt. Das lenkte die Aufmerksamkeit der anderen Kinder auf ihn. Sie kamen, um ihn um Hilfe zu fragen und mit ihm zusammenzuarbeiten. Er verlor seine Scheu, fühlte sich nicht mehr anders und fand seinen Platz in der Gruppe.

Die Freizeiten im ehemaligen Jugoslawien

Unser Dank gilt allen MitarbeiterInnen, die die Begegnungen für Jugendliche aus Bosnien-Herzegowina, Serbien und Kroatien in Neum, das Camp in Vukovar und die verschiedenen Besuche möglich machten.

Deutsche Koordination: Brigitte Klaß, Klaus Scherbaum

Koordination vor Ort: Alma Dzinic-Trutovic

Shiatsu-PraktikerInnen: Ruth und Peter Pach

Übersetzerinnen: Emina Beganovic, Lea Völker, Vedrana Simic

BetreuerInnen: Armela Beslagic, Jasmina Boric, Merima Dukovic, Adnan Gavranovic, Amira Hazambegovic, Edin Heric, Amir Jaganjac, Elma Kico, Ranka Kojcinovic, Dalibor Lukic, Duka Markovic, Ivana Markovic, Sanja Mocevic, Mirela Muharemagic, Vanja Nedic, Borislava Pejic, Milan Petrovic, Marina Rados, Muris Sahic, Ramiz Sehic, Ismet Sokoljanin, Darko Stojkovic, Tamara Stojkovic, Dragan Trkulja, Toni Zulj.

Betreuung von Website und Facebook: Valerija und Sasa Forgie

Wir danken dem Personal im Hotel Neum.

Brigitte Klaß

„Den Frieden aufbauen“

Diesen Zusatz fügten unsere Partnerorganisationen im ehemaligen Jugoslawien unserem Namen „Ferien vom Krieg“ hinzu, er beschreibt sehr gut die Fortschritte, die wir dort erreichen konnten.

In den ersten Jahren ging es vor allem darum, den Kindern, die jahrelang in Kriegsgebieten leben mussten, Eltern und Verwandte verloren hatten, traumatisiert waren, wenigstens zwei Wochen Ruhe und Erholung zu bieten: drei Mahlzeiten am Tag, ein eigenes Bett, die wunderschöne Umgebung und das Meer, eine liebevolle Betreuung.

Dabei konnten sie vom ersten Jahr an die Kinder der „Anderen“, der „Feinde“, kennenlernen. Sie entdeckten, dass ihre Geschichten oft sehr ähnlich waren und sie Freunde werden konnten. Für alle Kinder war das ein einmaliges Erlebnis, etwas, das sie nie vergessen würden, wie sie in ihren Dankesbriefen schrieben.

Aber zu Hause erwartete sie wieder der Alltag mit Vorurteilen, Abgren-

zung, Hass. Als wir 2002 Jugendliche einluden, die als Kinder an einer Freizeit teilgenommen hatten, wurde deutlich, dass sie die Zeit am Meer wie auf einem anderen Planeten erlebt hatten, einem geschützten Raum jenseits der Realität zu Hause. Viele hatten sich gar nicht getraut, von den Freundschaften zu den „Anderen“ zu erzählen.

Inzwischen sind die Erfahrungen der gemeinsamen Ferien in den Heimatstädten unserer Teilnehmer angekommen. Seit 2002 laden wir keine Kinder mehr ein, sondern Jugendliche, die ihre Kontakte auch ohne Hilfe oder sogar gegen den Willen der Eltern aufrechterhalten können. Seit 2008 gibt es jedes Jahr für besonders aktive TeilnehmerInnen ein Camp in einer der Städte, aus denen die Gruppen kommen. In Sombor, Tuzla, Gornj Vakuf-Uskoplje und Vukovar waren die Teilnehmer der Camps mit ihren Friedens-T-Shirts im Stadtbild präsent, sie informierten mit Ständen über das Projekt und führten die Friedensperformance „Es darf keinen Krieg mehr geben“ öffentlich auf. Die Medien berichten sehr interessiert über diese Camps, in Internet-Foren wurde lebhaft diskutiert.

V I 2 B L I C

VOJVODINA

PETAK 12. AVGUST 2011

Mladi iz bivše Juge u mirovnom kampu

Druženje bez predrasuda

Somborci u kampu
„Odmor od rata“

08 Уторак 16. август 2011.
drustvo@politika.rs

Камп помирења
у Вуковару

RAZLIKE NAS SPAJAJU

КАМП СПАЈА СВЕ РАЗЛИКЕ

СОМБОРСКИ СРЕДЊОШКОЛЦИ
У МИРОВОМ КАМПУ У НЕУМУ
Заједничка песма,
сунчање, учење...

U neumskom kampu, čiji je ovogodišnji slogan bio „Razlike nas spajaju“, boravilo 85 učesnika

KAMP ZA IZGRADNJU MIRA I TOLERANCIJE - MLADI IZ HRVATSKE, BIH I SRBIJE OKUPILI SE U VUKOVARU

Mladi razbijaju svoje predrasude

2010 hatte schon ein Kurzbesuch der Freunde aus Neum in Vukovar für großes Medieninteresse gesorgt. Die Spannungen zwischen Serben und Kroaten sind dort noch sehr stark, und die Verantwortlichen fürchten Proteste und Gewalt. Für das Spiel Serbien gegen Kroatien bei der Handball-Europameisterschaft 2011 wurden 5000 Polizisten nach Vukovar geschickt, um Kämpfe zwischen den Volksgruppen zu verhindern. Auch unser Camp 2011 wäre beinahe an dieser Angst gescheitert. Vanja Nedic fand keine Unterkunftsmöglichkeit für eine größere Gruppe. Im Scherz schlug jemand die ehemalige Kaserne in Vukovar vor. Vanja nahm das ernst und fand in dem zuständigen Brigadier einen begeisterten Unterstützer. Er half ihr bei den Verhandlungen mit der Armee, die uns schließlich die Nutzung der Kaserne gegen einen Unkostenbeitrag genehmigte. Am Tag vor der Anreise der Gruppe zog der Verteidigungsminister diese Erlaubnis wieder zurück, weil er wegen der Verhaftung eines Kriegsverbrechers Unruhen befürchtete. Der Brigadier ignorierte die neue Anweisung und ließ die Gruppe kommen, eine mutige Entscheidung. Das Camp verlief sehr erfolgreich und erhielt Unterstützung von den Bürgern. Neben vielen Presseberichten gab es sogar einen Bericht auf dem Internet-Portal der Kriegsveteranen. Vanja ist sicher, dass da zum ersten Mal etwas Positives im Zusammenhang mit Serbien berichtet wurde.

In Neum beschlossen die Jugendlichen, zeitgleich in allen Heimatstädten Friedensmärsche zu veranstalten, und erprobten dieses Konzept gleich vor Ort mit großem Erfolg. Auch über diese Märsche am 10. September 2011 berichteten die Medien ausführlich.

Besonders erfreulich sind die Entwicklungen in der zwischen Kroaten und Muslimen noch immer geteilten Stadt Gornji Vakuf-Uskoplje. Seit 1995 nehmen Gruppen aus dieser Stadt teil. Am Anfang reisten sie noch in getrennten Bussen an. Aber die Rückkopplung nach Hause war hier besonders schwierig. Manche Kinder, die sich bei den Ferien angefreundet hatten, trauten sich nicht einmal, sich zu Hause zu grüßen, andere beendeten ihre Kontakte, um ständigen Ärger mit den Eltern zu vermeiden. 2009 beschlossen die Jugendlichen in Neum, auf dem Rückweg über Gornji Vakuf-Uskoplje zu fahren und mit einem Friedensmarsch ihre Freunde in dieser Stadt zu unterstützen. Das ermutigte unsere Partner, das Camp 2010 in einem Jugendgästehaus bei Gornji Vakuf-Uskoplje auszurichten. 2011 organisierten einige TeilnehmerInnen den Wochenend-Besuch einer großen Gruppe in ihrer Stadt. Dabei übernachteten Kroaten im bosniakischen Vakuf, und Muslime fanden Gastfamilien im kroatischen Uskoplje, das ist für die Stadt eine Sensation.

Wie sehr das alltägliche Leben in dieser Gegend von der ethnischen Zugehörigkeit dominiert wird, konnte ich bei der Anreise dieses Jahr zufällig selbst erleben.

Da ich seit meiner Schulzeit gegen den Frankfurter Flughafen demonstriere, fahre ich mit dem Bus nach Neum. Das dauert zwar 26 Stunden, dafür bekomme ich aber viel von der wunderschönen Landschaft zu sehen und finde Gelegenheit zu interessanten Gesprächen (meist bin ich im Bus die Einzige ohne verwandtschaftliche Bindungen nach Bosnien). Kurz vor Gornji Vakuf-Uskoplje hielt der Bus auf einem Parkplatz, und ich vertrat mir die Beine, als eine Kolonne hupender Autos heranbrauste. Ich dachte „Hochzeitsgesellschaft“, dann registrierte ich die flatternden Fahnen und korrigierte mich: „Fußball-Fans“. Der Konvoi kam näher und meine erste Idee war doch richtig gewesen. An der Spitze fuhren drei Autos, deren Insassen die bosnische Flagge und die Grüne Fahne des Propheten schwenkten. Im vierten Wagen, einem offenen Cabrio, thronte das Brautpaar auf der Lehne der Rücksitze. Die Braut trug ein weit ausgeschnittenes schulterfreies Kleid, der Rock und ihre offenen Haare flogen im Fahrtwind. In der linken Hand hielt sie ihren Brautstrauß, in der Rechten die Grüne Fahne des Propheten. Der Bräutigam schwenkte die bosnische Nationalflagge und alle vierundzwanzig folgenden Autos waren ähnlich geschmückt.

Ich war verblüfft, das alles kam mir völlig absurd vor. „Das waren wohl die absoluten Hardliner“, sagte ich zu einer Mitreisenden, die aus dieser Gegend stammt. Sie meinte, das sei hier absolut üblich, normal eben. Auch die anderen Reisenden fanden diesen Aufzug nicht erstaunlich, und wenig später konnte ich erleben, wie „normal“ das tatsächlich war. Der Bus wollte von der Landstraße nach Bugojno einbiegen, aber ein Polizeiauto hielt uns an. Wir konnten die Straße entlang auf einen großen Platz blicken, den circa 20 Autos laut hupend umkreisten, aus allen Fenstern flatterte die kroatische Nationalflagge. Das Brautpaar saß in einer geschlossenen Limousine, aber ansonsten war das Szenario gleich. Nach 10 Minuten brauste der Konvoi aus dem Ort, und der Bus konnte hineinfahren.

Angesichts dieser Hochzeitsfeiern, die zu ethnischen Demonstrationen wurden, konnte ich verstehen, warum die Jugendlichen aus dieser Gegend Ehen über die ethnischen Grenzen für unmöglich halten.

Die gemeinsamen Ferien haben zwar noch zu keiner Hochzeit in Gornji Vakuf-Uskoplje geführt, aber einige Liebesbeziehungen und viele dauerhafte Freundschaften ermöglicht. Und alle Jugendlichen arbeiten daran, den Namenszusatz „Den Frieden aufbauen“ wahr werden zu lassen.

Brigitte Klafß, Klaus Scherbaum

Friedensaktion in Neum

Seit 8 Jahren finden die „Ferien vom Krieg“ in Neum statt. Der nur etwa 20 km lange Küstenstreifen mit der Stadt gehört zu Bosnien-Herzegowina, liegt aber innerhalb Kroatiens, die Mehrheit der Bewohner sind Kroaten.

Gleich im ersten Jahr wurden die Erwachsenen der ersten Gruppe von kroatischen Neonazis aus dem Ort angegriffen, die unseren Dolmetscher und einen Betreuer verletzten. Das Hotel und die Polizei von Neum reagierten sehr schnell und stationierten sechs Beamte zu unserem Schutz im Hotel. Trotzdem war uns die Lust auf Kontakte zur Stadt erst einmal gründlich vergangen, zumal wir die Nazi-Schläger weiterhin in der Stadt und am Strand sahen und sich ihr Treffpunkt ganz in der Nähe des Hotels befand.

Inzwischen steht dieses Haus leer, viele Hakenkreuzschmierereien am Hotel und in der Stadt wurden übermalt, und wir beschlossen, in diesem Jahr unsere Botschaft öffentlich in Neum zu vertreten. Die Jugendlichen verfassten ein Flugblatt und übten einen Auftritt zum Text des bekannten Friedenslieds von Dordje Balasevic „Samo da rata ne bude“, „Es darf keinen Krieg mehr geben“. Für ihre T-Shirts hatte die Gruppe den Slogan „Unsere Unterschiede verbinden uns“ gewählt. Der Auftritt war für unseren vorletzten Abend am 5. August geplant.

Erst eine Stunde vor dem Aufbruch realisierte unser Betreuer Toni Zulj, dass die Kroaten am 5. August jedes Jahr ihre militärischen Siege des letzten Krieges feiern. Für einen Moment waren wir verunsichert. Wie würden die Bewohner Neums an diesem Tag auf uns reagieren? Aber dann sagten wir uns, dass es der passende Tag für unsere Botschaft war, und gingen los. Die Gruppe von 100 Personen in den weißen T-Shirts mit Slogans fiel natürlich auf, und die Jugendlichen begannen, Flugblätter an Passanten zu verteilen. Zuerst waren sie noch sehr unsicher (sie hatten keinerlei „Demo-Erfahrung“), aber die Reaktionen waren ausgesprochen positiv. Die Menschen hoben den Daumen, klopfen den Jugendlichen auf die Schulter, klatschten Applaus. Begeistert gingen die Jugendlichen durch die Restaurants, rannten die Außentreppen der Häuser empor, um den Menschen auf den Balkonen Flugblätter zu bringen, sprachen Einheimische und Touristen an.

Auf der Strandpromenade stellten sie sich auf die Mäuerchen am Straßenrand, während die Performance auf der Straße aufgeführt wurde. Ein Junge verlas eine Information über unsere Arbeit und Ziele. Schnell sammelten sich viele Zuschauer. Dann begann die Gruppe „Samo da rata ne bude“ zu

singen. Passend zum Text führten einige Jugendliche eine Pantomime auf: vier Soldaten ziehen in den Krieg, erschießen sich gegenseitig und werden von ihren Frauen betrauert. Dann umarmten sich alle und bildeten einen Kreis. Als sie große Plakate mit den Aufschriften „Vorurteile“, „Hass“, „Gewalt“ und „Krieg“ zerrissen, gab es Beifall. Dreimal sang die Gruppe den Refrain des Liedes, dann wurde es ganz still. Hena, die 10-jährige Tochter unserer Koordinatorin Alma Dzinic-Trutovic, sang den Refrain



noch einmal alleine. Die leise, unschuldige Kinderstimme brachte etliche Zuschauer zum Weinen, dann brach donnernder Applaus los.

Die Jugendlichen waren von ihrem Erfolg wie berauscht, sie tanzten auf der Straße und setzten sich dann auf die Stufen zum Strand, um weiter zu singen.

Mir war aufgefallen, dass einige Zuschauer das Lied kannten und den Refrain mitsangen. Eine Frau erzählte mir unter Tränen, sie hätte nie geglaubt, dass sie dieses Lied noch einmal von Jugendlichen aller Volksgruppen hören würde, es hätte für sie immer den Traum von Frieden symbolisiert.

Diese Bedeutung hat das Lied im ganzen ehemaligen Jugoslawien. In un-

serer Broschüre von 2001 erzählt der 12-jährige Aleksandar aus Sombor, wie er die Bombardierung der Stadt durch die Nato-Flugzeuge erlebte. „Mit meiner kleinen Schwester verkroch ich mich im Zimmer. Wir fanden die Kasette von Dordje Balasevic „Es darf keinen mehr Krieg geben“. Wir warteten ab, und als wir dann das nächste Dröhnen hörten, stellten wir das Lied so laut, dass die Mutter ins Zimmer hereinlief, um zu sehen, was passiert ist. Wir weinten und umarmten uns alle drei. Sie fragte, warum wir das getan haben. „Ich wollte, dass uns der amerikanische Pilot im Flugzeug hört, dass er traurig wird und niemals mehr mit Bomben wirft“, sagte meine Schwester. Leider hörte er uns nicht.“

Die Menschen in Neum hatten uns gehört. Ein Gastwirt lud die ganze Gruppe ein, das Lied vor dem Restaurant noch einmal zu singen. Bevor die Gruppe sang, erzählte er den Gästen und Zuschauern, wie glücklich er sei, hier Jugendliche aller drei Volksgruppen in Frieden vereint zu sehen.

Als ich nach der Rückkehr die angesammelten Zeitungen durchsah, fand ich einen Bericht über die offiziellen kroatischen Feierlichkeiten zum fünften August. (FAZ v. 10.08.11) Die kroatische Ministerpräsidentin Jadranka Kosor hatte bei der Gedenkfeier im Stadion von Knin allen Veteranen gedankt und einen besonderen Gruß an die vor dem internationalen Gerichtshof als Kriegsverbrecher angeklagten Generäle Ante Gotovina und Mladen Markac geschickt.

Die Jugendlichen hatten dagegen mit ihrem Auftritt an diesem Tag ein Beispiel für das friedliche Zusammenleben gegeben.

Vanja Nedic

Kasernen zu Friedenscamps

Den Sommer 2011 werde ich nie vergessen. Wie jedes Jahr seit 2003 fuhr eine Gruppe Jugendlicher aus dem kroatischen Vukovar zu den „Ferien vom Krieg“ nach Neum. Dort trafen sie Jugendliche aus den Städten Gornji Vakuf-Uskoplje, Srebrenica und Tuzla in Bosnien-Herzegowina und aus Sombor in Serbien. Wenn Sie von diesen kleinen Balkanstaaten gehört haben, dann wissen Sie, dass sie vor 20 Jahren Krieg gegeneinander führten. In vielen Städten leben die Menschen immer noch nach ethnischen Gruppen getrennt, in Vukovar sind die Schulklassen so sortiert: hier Kroaten, da Serben. Erinnern Sie sich, 20 Jahre sind seit dem Krieg vergangen. Bei diesem Tempo bräuchten wir 120 Jahre, bis die Menschen in den Ländern des ehemaligen Jugoslawien wieder zusammen leben.

Seit Vukovar sich an den „Ferien vom Krieg“ beteiligt, wurde ich ein Teil davon. Und als das Projekt wuchs und sich weiterentwickelte, wuchs ich mit. „Ferien vom Krieg“ wurde Teil meines Lebens. Manchmal versuche ich mir vorzustellen, wie mein Leben ohne dieses Projekt aussehen würde, ohne die Sommer mit 100 Leuten aus verschiedenen Städten und Ländern, aber das ist ganz unmöglich.

Denn bei den „Ferien vom Krieg“ lernen Jugendliche aus den verschiedenen Ländern Ex-Jugoslawiens, sich gegenseitig zu respektieren und in Frieden und Harmonie zusammen zu leben. Wir ermutigen sie, die verschiedenen Kulturen kennenzulernen und sich aktiv am Aufbau einer Zivilgesellschaft in ihren Städten zu beteiligen. In Neum können sie einfach sie selber sein, ohne darüber nachdenken zu müssen, was andere über sie denken oder sagen. Die Wirkung dieser 12 Tage ist unbeschreiblich. Um sie zu fühlen, müssten Sie nach Neum kommen und die Zeit mit uns gemeinsam erleben. Sie könnten die Veränderung der Jugendlichen schon nach kurzer Zeit sehen, sie werden reifer und beginnen ihre Verantwortung als Teil einer Gruppe zu begreifen, die verstanden hat, dass der Krieg schreckliche Auswirkungen für alle hatte, unabhängig von Nationalität und Religion.

Das ganze Jahr über erzähle ich meinen Freunden, Studenten und Professoren oder zufälligen Bekannten auf der Straße von diesem Projekt. Es bestimmt mich und mein Leben.

2011 war für mich das beste von all meinen Jahren bei den „Ferien vom Krieg“.

Ich war sehr glücklich, dass wir die Gastgeber für das Camp sein durften. Die Organisation war ein hartes Stück Arbeit, das mich manchmal zur Verzweiflung brachte. Aber ich gab nicht auf, weil ich wusste, wie wichtig diese Camps für die Jugendlichen sind, die das ganze Jahr darauf warten, ihre Freunde wiederzusehen.

Die Schwierigkeit in Vukovar bestand darin, dass es keine Unterkunft für eine so große Gruppe gab, nicht einmal einen Campingplatz. Was wir schließlich organisieren konnten, war nicht besonders bequem, aber sehr symbolisch: Ein Friedenscamp junger Leute in einer ausgedienten Kaserne, das erschien erst undenkbar, aber wir konnten alle Beteiligten überzeugen.

In einer kleinen Stadt wie Vukovar ist eine Gruppe von 70 Jugendlichen, die durch die Stadt laufen und Spaß haben, nicht zu übersehen. Ihre glücklichen Gesichter waren das Beste, was ich je in meiner Heimatstadt sah.

Vielleicht wissen Sie nicht, dass Vukovar während des Krieges 1991 zerstört wurde, 80% der Infrastruktur der Stadt lag in Trümmern. Aber das war nicht das Schlimmste, viele Menschen wurden getötet oder aus ihren Häusern vertrieben. Die Häuser sind inzwischen wieder aufgebaut, aber die Menschen tragen Narben an ihrer Seele. Trotzdem waren sie froh, unsere Gruppe in der Stadt zu sehen, all diese fröhlichen, jungen Leute, die unsere Sprache mit verschiedenen Akzenten sprachen und einen Wandel symbolisierten. In Vukovar sind alle sehr sensibel, was die Beziehungen zwischen Serben und Kroaten in der Stadt betrifft, deshalb war es so ein großer Erfolg, dass sie uns positiv aufnahmen und uns unterstützten.

Die Reaktionen auf unser Camp waren aber auch landesweit sehr erfreulich. Die Medien berichteten ausführlich, so erfuhren weite Teile der Öffentlichkeit von unserer Friedensarbeit.

Auch die Teilnehmer waren begeistert, und das hat uns immer wieder motiviert.

Mit großem Vergnügen verhandelte ich mit der Polizei, dem Bürgermeister, der Feuerwehr und den Medien. Alle wollten mehr über das Projekt wissen und unterstützten uns. Die Stadt Vukovar bezahlte uns im Nachhinein einen Zuschuss zum Camp, von diesem Geld haben wir Kalender mit unserer Botschaft drucken lassen.

Die Begeisterung und Befriedigung, an einer so wichtigen und tollen Aktion mitzuarbeiten, sind unbeschreiblich, man muss diese positive Energie selbst erleben.

Das Camp hätte nicht stattfinden können, ohne die vielen verschiedenen Menschen, die uns dabei halfen. Dazu gehören auch Sie, die Sie diese Broschüre lesen. Denn Sie haben für „Ferien vom Krieg“ gespendet und uns damit beim Aufbau von Frieden im Balkan unterstützt. Dafür danken wir Ihnen. Diese wunderbare und wichtige Arbeit wäre ohne Sie nicht möglich.

Erfahrungen der TeilnehmerInnen in Neum und im Camp

Eine Teilnehmerin:

Ich war froh, dass wir hier die Freiheit hatten, unsere Themen selbst auszuwählen und eigene Workshops zu gestalten. Dadurch lernten wir viel und entwickelten Verantwortung, Organisationstalent und die Fähigkeit, uns auszudrücken und zu verständigen.

Wir überwandern unsere Vorurteile, und ich bin sicher, wir werden alle dazu beitragen, in unserem Land, unserer Stadt oder zumindest in unseren Familien und Freundeskreisen Veränderungen zu erreichen. Wir hoffen, dass diese Botschaft von Liebe und Freundschaft zwischen den Menschen Frieden und Vertrauen schafft, Vertrauen, das in unseren Ländern vor langer Zeit verloren ging. Die blaue Friedenstaube soll wieder in unseren Ländern heimisch werden.

Emir Jahic aus Tuzla

Wieder ein Camp, so viele tolle Menschen, so schöne Erinnerungen. Nie hätte ich mir vorstellen können, was dieses Projekt für mich bedeuten würde. Wir treffen uns nur eine Woche im Jahr, aber es bedeutet die Welt für uns. Wir freuen uns ein Jahr lang darauf, unsere Freunde wieder zu treffen, wieder unseren eigenen kleinen Planeten zu schaffen, wo die Regeln unseres Alltags nicht gelten, wo wir leben, wie in einem Märchen, in dem alles wunderbar ist. Ich empfinde das als ein einmaliges Privileg und möchte allen Spendern danken, die das möglich machen. Sie sorgen dafür, dass in diesem trockenen, öden Balkan einige Blumen blühen, dass es Wasser gibt, das unsere Welt erfrischt und wieder grün und schön macht.

Dino Vrbanc aus Vukovar:

Ein Freund erzählte mir von seinen „Ferien vom Krieg“. Seine Begeisterung überzeugte mich, ich wollte mitfahren.

In Vukovar bewirbst Du dich für dieses Projekt mit einem Text, in dem Du die Gründe aufschreibst, warum du mitfahren willst. Ich legte alle meine Überzeugungen in diesem Text nieder: Ich glaube, die Politik richtet sich nach persönlichen Interessen und Beziehungen, die uns gegeneinander ausspielen. Ereignisse, die vor 15 Jahren stattfanden, sollten nicht mehr die Grundlage für die heutige Entwicklung sein. Ja, der Krieg war grausam, viele unschuldige Menschen starben, auch Mitglieder meiner Familie, aber dafür können wir nicht alle Menschen anderer Nationen verantwortlich machen, sondern nur die Kriegsverbrecher anklagen und verurteilen. Wir

Jugendlichen sollen uns darauf konzentrieren, uns als Menschen zu entwickeln, die andere in ihrer Verschiedenheit akzeptieren, egal welche Nationalität, Rasse, Religion oder sexuelle Orientierung sie haben. Schließlich sind wir alle als soziale und kommunikative Wesen für neue Erfahrungen aufgeschlossen.

Meine Bewerbung wurde angenommen und ich freute mich auf die Abfahrt. Gleich von Beginn an bemerkte ich die Unterschiede in der Mentalität der Jugendlichen aus ganz Ex-Jugoslawien. Die jungen Leute aus Serbien haben andere Erfahrungen als die Jugendlichen aus meiner Stadt. In Vukovar wurden im Krieg viele Menschen getötet, der Krieg beherrscht noch heute alles, und ich kann es manchmal gar nicht mehr hören. Wenn wir vernünftige Politiker hätten, würden sie eingreifen und eine Gemeinschaft aufbauen. Stattdessen gibt es überall Abschottungen, z.B. in der Vorschule, wo die Kinder nach Nationalitäten getrennt werden. Jovan und Ante dürfen nicht miteinander spielen, traurig, aber wahr.

In Neum scheint das alles weit weg. Hier kannst Du so sein, wie Du wirklich bist, ohne Angst, dass die Gesellschaft dich verurteilt, beleidigt oder isoliert.

In Neum mussten wir die Liebe, die wir füreinander empfanden, nicht verstecken, im Gegenteil, wir waren stolz darauf. Und diese Liebe überwand die Grenzen der Nationalitäten und Religionen. Ich kann gar nicht mit Worten ausdrücken, wie tief die Bindung zu den Freunden aus Neum ist. Ich kam als ein neuer Mensch zurück. Die Nationalitätenfrage in meiner Stadt hat keine Bedeutung mehr für mich, und ich frage nicht nach der Religion der Leute, die ich treffe, ich gebe jedem eine Chance.

Dann kam das Camp, und ich war stolz darauf, dass Vukovar der Treffpunkt dieser klugen, freundlichen und engagierten jungen Leute sein durfte. So ein Camp hat meine Stadt mit ihren Bürgern verschiedener Nationalitäten und Religion wirklich gebraucht.

Olgica aus Sombor:

Für mich war wichtig, dass wir hier Dinge lernten, von denen wir keine Ahnung hatten, und die wir sonst nirgends gelernt hätten. Ich traf Leute, die ich nur in diesem Projekt treffen konnte, und hörte Worte, die mir sonst keiner gesagt hätte.

Vlasta aus Tuzla:

Niemand kümmerte sich darum, wer Serbe, Kroate oder Muslim war. Uns war nur wichtig, dass wir zusammen sein konnten und dass wir versuchen

werden, unsere Friedensbotschaft überall zu verbreiten. Das ist unsere Aufgabe. Denn wenn Jugendliche wie wir unsere Unterschiede akzeptieren und als Bereicherung und nicht als trennend empfinden, dann gibt es Hoffnung auf Frieden im Balkan.



Ruth und Peter Pach geben einen Shiatsu-Workshop mit leichten Entspannungsübungen



Brigitte Klauf

Die Friedensmärsche in den Heimatstädten

Am Ende der gemeinsamen Ferien diskutierten die Jugendlichen der einzelnen Städte in speziellen Workshops darüber, wie sie die Erfahrungen von Neum zu Hause verbreiten könnten. Das sieht in jeder Stadt natürlich anders aus, aber sie wollten auch ihre Verbundenheit deutlich machen und beschlossen, an einem „Neum-Tag“ in allen Städten gleichzeitig die gleiche Aktion durchzuführen. Da wir in Neum eifrig für unseren Auftritt probten, beschlossen sie, am 10. September in allen Städten solche Friedensmärsche zu organisieren, mit einem einheitlichen Text und einer gemeinsamen Presseerklärung. Der große Erfolg des Abends in Neum gab diesem Plan zusätzlichen Schwung, denn alle hatten erlebt, wie positiv die Menschen auf sie reagiert hatten und gingen mit Begeisterung an die Arbeit.

Dino Vrban

Friedensmarsch in Vukovar

Ich erklärte mich bereit, die Verantwortung für die Organisation des Friedensmarsches zu übernehmen. Vier Tage vor dem Termin wurde der Friedensmarsch mit Plakaten in der Stadt und bei Facebook angekündigt. Wir planten eine Route durch die Stadt, eine Videovorführung, die Verteilung von Infoblättern über das Projekt und – besonders wichtig – viel Spaß und Freude. Treffpunkt war 9.30 Uhr, aber da weniger Teilnehmer als erwartet kamen, strichen wir vorerst den Marsch und gingen um 10 Uhr zur Stadtmitte, um das Video vorzuführen. Auf dem Weg und während der Vorführung verteilten wir 600 Infoblätter. Leider war die Sonne so stark, dass die Videobotschaften auf der Leinwand kaum zu lesen waren. Deshalb sammelten wir Geld unter uns und kauften große Pappen, auf die wir alle Slogans der bisherigen Freizeiten in Neum schrieben. Zusätzlich versprachen wir noch auf einem Plakat „Kostenlose Umarmungen“. Dann gingen wir die Route des Marsches mit unseren Plakaten, verteilten Umarmungen und hatten viel Spaß. Es war eine gute Erfahrung und für die Zukunft hoffen wir auf mehr Teilnehmer, um größere Aufmerksamkeit zu erregen. Wir hatten auch die Presse über unsere Aktion informiert, aber kein Reporter kam. Dafür stieß am Ende des Marsches der Bürgermeister von Vukovar dazu, der unsere Aktion begeistert begrüßte und uns aufforderte, auch weiterhin für den Frieden einzutreten.



Alma Dzinic-Trutovic

Friedensmarsch in Tuzla

Über unsere Friedensmärsche wurde im Fernsehen und in Web-Portalen berichtet.

In einem Web-Portal in Tuzla gab es dazu eine interessante Diskussion. Ein Teilnehmer äußerte sich begeistert, darauf antworteten zwei andere mit einer sehr negativen Einschätzung und begannen eine Debatte darüber, wer am Zerschlagen Jugoslawiens schuld gewesen sei. Diese Debatte endete mit diesem Kommentar:

„Warum unterstützen Sie nicht diese Jugendlichen, die in Frieden leben wollen??? Sie kümmern sich nicht um das ehemalige Jugoslawien, sie waren damals noch gar nicht geboren. Sie wollen HEUTE in Frieden leben, ohne religiöse Vorurteile. Akzeptieren Sie ihre Botschaft: Lasst uns in Frieden und ohne Feindschaft zwischen den Menschen leben. Unterstützen Sie diese jungen Leute, die mehr wagen als die meisten Erwachsenen in dieser Stadt!!! Sagen Sie ihnen „Gut gemacht“, anstatt darüber zu diskutieren, wer schuld an der Vergangenheit ist, einer Zeit, von der diese Jugendlichen nichts wissen können, weil sie höchstens Babys waren. Es tut mir leid, falls ich jemanden gekränkt habe, aber bitte unterstützen Sie diese jungen Leute.“

Für uns Teilnehmer der Friedensmärsche war es wichtig zu sehen, dass

Menschen unsere Botschaft verstanden hatten und sie gegenüber anderen verteidigten.

Elma Kico

Besuch in Gornji Vakuf-Uskoplje

Der Besuch in Gornji Vakuf-Uskoplje hinterließ bei allen, Jungen und Alten, Gastgebern und Gästen, einen tiefen Eindruck, er machte uns glücklich. Wenigstens ein Wochenende lang lebten wir so, wie wir Jugendlichen aus Gornji Vakuf-Uskoplje uns das schon lange wünschen, zusammen und in Frieden. Das war nicht nur mein Eindruck, sondern wir alle fühlten so, wir waren aufgeregt, begeistert und glücklich, weil wir unsere Freunde bei uns aufnehmen konnten.

Am Anfang hatten wir Schwierigkeiten, Übernachtungsplätze in Uskoplje zu finden (das ist die „andere“ Seite der Stadt, auch wenn ich nicht froh darüber bin, sie so bezeichnen zu müssen). Aber dann fanden sich vier Familien, die Gäste aufnahmen, was mich wirklich positiv überraschte. Vier Gastgeber, das erscheint nicht viel im Anbetracht von 41 Gästen, die wir unterbringen mussten, aber selbst diese kleine Zahl ist sehr bedeutsam. Und die Anzahl der Jugendlichen aus Uskoplje, die die Tage mit allen Gästen zusammen verbrachten, war viel größer. Ich war so froh, als ich sie am Samstagmorgen im Jugendzentrum sah, wie sie lachten und sich auf die Zeit mit den Freunden freuten.

Aber es gab noch mehr schöne Überraschungen. Wir hatten als Gastgeber eine Party organisiert und ehrlich gesagt nicht damit gerechnet, dass irgendjemand aus Uskoplje kommen würde, da die Fete in Gornji Vakuf stattfand und bis tief in die Nacht ging. Ich war sicher, die meisten Eltern würden ihren Kindern verbieten zu kommen. Aber ich lag falsch. Alle, die den Tag mit uns verbracht hatten, kamen auch zu unserer Party. Es hätte nicht schöner sein können. Die Jugendlichen von Gornji Vakuf-Uskoplje zeigten wieder einmal, wie wichtig es ihnen ist, die Vorurteile zu bekämpfen, mit denen sie tagtäglich konfrontiert sind.

Die Einwohner reagierten überrascht und etwas verwirrt auf die große Gruppe fremder Jugendlicher in ihrer Stadt. Sie fragten nach, warum wir hier wären. Das gab uns die Gelegenheit, mit ihnen über unser Projekt zu reden. Besonders gefielen mir die Kommentare einiger älterer Leute: „Es ist schön, die jungen Leute zusammen zu sehen, wir sollten ihnen erlauben, ihre Zeit gemeinsam zu verbringen.“ Fast alle Reaktionen waren positiv. Bestimmt gab es auch Leute mit unfreundlichen Kommentaren, aber

sie trauten sich nicht, sie laut zu sagen, wenn sie sahen, wie wir zusammen auf der Straße gingen, die die beiden Stadtteile voneinander trennt.

An diesen Besuch werden sich alle lange erinnern. Die Jugendlichen fragen täglich, wann wir den nächsten Besuch organisieren und zeigen damit, wie wichtig es ihnen ist, diese Erfahrung zu wiederholen.

Azra Basic aus Tuzla:

Die Linie überwinden

Dieser unvergessliche Sommer ist vorbei, und ich denke oft an die wunderbare Zeit in Neum. Nie hätte ich gedacht, dass ich in so kurzer Zeit so enge Freundschaften schließen könnte. Immer wünschte ich mir, die Freunde wiederzusehen, und dann kam die Nachricht, dass die Jugendlichen aus Gornji Vakuf-Uskoplje eine ganze Gruppe von uns über ein Wochenende im Herbst einluden.

Aus Tuzla starteten wir um 5.30 Uhr, die sechs Stunden Fahrt vergingen wie im Fluge. Die Freunde in Gornji Vakuf-Uskoplje hatten alles dafür getan, uns den Aufenthalt besonders schön zu gestalten. Wir saßen stundenlang im Café Dior (im bosniakischen Vakuf), lachten, redeten und genossen das Zusammensein. Manchmal wollte ich gar nichts sagen, es genügte mir, einfach dabei zu sein, das machte mich glücklich.

Der kreative Workshop war wirklich toll. In sechs Gruppen stellten wir die Begriffe Freundschaft, Liebe, Hass und Veränderung dar und machten Fotos davon.

Wir sahen die berüchtigte „Linie“, die die Stadt teilt, und wir schauten uns die „Zwei Schulen unter einem Dach“ an. Ich hatte mir das trotz der Berichte in Neum nicht vorstellen können, denn in Tuzla leben wir ruhig und friedlich miteinander und sind Freunde, unabhängig von Religion oder Nationalität.

Wir verbrachten Zeit auf beiden Seiten der „Linie“, ich empfand keine Spannung, und es gab keine Probleme. Nur einmal während des gesamten Aufenthaltes fühlte ich mich ein bisschen diskriminiert.

Ein Mädchen aus dem kroatischen Uskoplje betonte immer wieder, wie wichtig sie diese Friedensaktivitäten fand, verkündete aber gleichzeitig, dass sie Christin sei und niemals eine Beziehung mit einem Jungen eingehen würde, der kein Christ sei. Dann erklärte sie, sie fände es okay,



„Veränderung“ Die Linie wird weggefegt

eine Muslimin in ihrem Heim unterzubringen, und sagte, ich zitiere: „Heute finde ich es nicht mehr widerlich, in einem Bett mit einem muslimischen Mädchen zu schlafen“. Das hat mich schon geschockt, weil ich mir ihr Umfeld vorstellen konnte. Es hat meine Freude an dem Besuch nicht zerstört, aber es machte mich traurig, dass wir diese blöden Grenzen nicht einfach hinter uns lassen können.

Wie alle schönen Dinge im Leben verging die gemeinsame Zeit viel zu schnell.

Unseren Gastgebern erschien es immer noch ganz unwirklich, durch die Stadt zu laufen und an jeder Ecke Freunde aus Sombor, Vukovar oder Tuzla zu treffen. Und die Party am Abend werden wir alle immer in bester Erinnerung haben.

Es entwickelten sich dauerhafte Freundschaften, auch ein paar Liebesgeschichten, die uns verbinden und die bei jedem Treffen stärker werden. Wir hatten eine wunderbare Zeit in Gornji Vakuf-Uskoplje, allein darüber zu schreiben, macht mich glücklich. Ich freue mich schon auf ein Wiedersehen, egal wann und wo.

Srdana Markov aus Vukovar:

Die Botschaft weitertragen

Nach der Zeit in Neum besuchten wir uns an den Wochenenden, und natürlich sahen wir uns beim Camp in Vukovar wieder. Wir erneuerten alte Freundschaften und schlossen neue, auf diese Weise vergrößerten wir die Zahl der Friedensaktivisten im ehemaligen Jugoslawien.

Aber auch nach dem Camp wollten wir uns wiedersehen und freuten uns über die Einladung nach Gornji Vakuf-Uskoplje. Wir waren alle bei Familien in der Stadt untergebracht. Wir besichtigten die beiden Teile der Stadt, probierten die traditionellen Gerichte, sangen und besuchten einen Friedens-Workshop. Die Leute in der Stadt erkannten uns an den Friedensbotschaften auf unseren T-Shirts und waren überrascht von unserer positiven Energie.

Jetzt denken wir bereits an nächstes Jahr, an neue Treffen und Aktivitäten, die unsere Friedensarbeit voranbringen. Wir haben uns eine eigene Welt geschaffen, die sich von unserer alltäglichen Realität unterscheidet. Menschlichkeit ist unser gemeinsamer Nenner. Wir fühlen uns gut, weil wir schon als junge Menschen daran mitarbeiten, ein besseres Leben zu gestalten. Von Jahr zu Jahr beteiligen sich mehr Menschen an dieser Arbeit, und wir werden weiter daran arbeiten, Hass und Feindseligkeit in unserer Generation zu überwinden. Eines Tages werden wir diese Dinge an unsere Kinder weitergeben und vielleicht wirklich ein friedliches Zusammenleben in den Ländern des ehemaligen Jugoslawien erreichen. So schaffen wir eine große Gruppe von Friedensaktivisten, die die Botschaft in alle Teile der Welt verbreiten.



Albert und Elke Scherr

Koalitionen schmieden in einer geteilten Stadt. Jugendbegegnung für kosovo-albanische, serbische und Roma-Jugendliche

Angesichts der anhaltenden Konflikte um die Zukunft des Kosovo war es wichtig, auch in diesem Jahr die Tradition der Jugendbegegnungsprojekte fortzusetzen. Erneut hat Nazrije Sharku mit ihrer Organisation ‚Youth for Tomorrow‘ in der zwischen Albanern und Serben geteilten Stadt Rahovec/Orahovac im Süden des Kosovo die Verantwortung für die Vorbereitung und Durchführung der Begegnung übernommen. Über Jugendclubs, lokale Radioankündigungen, Aushänge, Mund-zu-Mund-Propaganda und Hausbesuche, insbesondere bei Roma und serbischen Familien, machte Nazrije den Termin für die Begegnungsfreizeit bekannt. Gemeinsam mit den anderen Betreuern traf sie die Auswahl der teilnehmenden Jugendlichen auf der Grundlage kurzer Motivationsbriefe und persönlicher Gespräche.

Unterstützt wurde die Planung von AMICA e.V. in Freiburg, einer Organisation, mit der wir im Kosovo kontinuierlich kooperieren.

Für den Erfolg des Projekts war es wichtig, für jede Gruppe eine/n zuverlässige/n Betreuer/in anzuwerben. Dies war in diesem Jahr deshalb schwierig, weil unsere langjährige Vertrauensperson in der Roma-Community inzwischen als „Illegale“ in Europa lebt – die Lebensbedingungen im Kosovo waren für sie nicht mehr erträglich.

In diesem Jahr wurde zusätzlich ein Sportlehrer als Schwimmtrainer engagiert. Seine Aufgabe war vor allem, die Aufsicht bei allen Strandaktivitäten zu führen, dafür zu sorgen, dass niemand seine Fähigkeiten im Wasser überschätzt, und die Nichtschwimmer/innen zu trainieren.

Die Politik der ethnischen Grenzziehung ist auch für unser Projekt folgenreich: Serbische Jugendliche konnten auch in diesem Jahr aus einem breiten Angebot an Aktivitäten für Serben auswählen, so dass ihr Interesse an einem interethnischen Camp verhalten war. Bei den kosovo-albanischen Jugendlichen hingegen war das Interesse so groß, dass hier eine Auswahl unter zahlreichen, wirklich interessierten und hochmotivierten Jugendlichen getroffen werden musste.

Mit 14 von 33 TeilnehmerInnen waren die Mädchen in der Unterzahl. Es ist uns in diesem Jahr insbesondere nicht gelungen, Mädchen aus Roma-Familien für die Teilnahme zu gewinnen. Da es Roma-Familien im ländli-

chen Kosovo ihren unverheirateten Töchtern nur sehr zögerlich erlauben, mit einer gemischten Gruppe ans Meer zu fahren, müssen wir uns künftig wieder stärker für den Aufbau vertrauensvoller Beziehungen zur Roma-Community engagieren.

Das Thema in diesem Jahr lautete: „My City?!“ – „Meine Stadt?!“ Im Vordergrund stand der Austausch der Jugendlichen über die aktuelle und die zukünftige Stadt Rahovec/Orahovac. Wie leben die Jugendlichen hier, welche Möglichkeiten haben sie, sich zu treffen, aktiv zu werden? Wie soll Rahovec/Orahovac in der Zukunft sein? Wie sollen die Menschen der verschiedenen Gruppen in dieser Stadt zusammen leben? Wie kann, wie wollen Jugendliche ihr Leben in dieser Stadt gestalten?

Beklagt wurde das „getrennte Denken“ der ethnischen Gruppen: Jede sehe nur ihr Stadtviertel oder – im Fall der Serben, von denen viele im rein serbischen Dorf Velika Hoca leben – ihr Dorf mit den spezifischen kulturellen und sozialen Angeboten und nicht die Möglichkeiten der Stadt Rahovec/Orahovac und der Region als Ganzer.

Das wichtigste Ziel war, Jugendliche der anderen Gruppen kennenzulernen, um so Vorurteile abzubauen, Misstrauen zu widerlegen, gemeinsame Ideale, Träume und Vorstellungen zu entdecken, Unterschiede und



Foto: Nazrije Sharku

Meinungsverschiedenheiten anzuerkennen und einander in Respekt zu begegnen. Im Vordergrund stand deshalb zunächst das gegenseitige Kennenlernen und ein lockerer, aber respektvoller Umgang miteinander.

Die Jugendlichen realisierten schnell, dass die ihnen so wichtigen Themen – die eigene Persönlichkeit, die Beziehung zu sich selbst und zu anderen, Freundschaft, Liebe, Heiraten, eine Familie gründen – für alle gleichermaßen zentral sind, dass sie sich in ihren Hoffnungen und Wünschen für die Zukunft nicht entlang ethnischer Trennlinien, sondern individuell voneinander unterscheiden. Sie machten die Erfahrung, dass Jugendliche, die im Geist ethnischer Trennung und Abgrenzung aufgewachsen sind, gemeinsame Ideale und Ziele teilen und Freundschaften zueinander aufbauen können. Die Stadt der Zukunft soll deshalb eine Stadt sein, in der die Begegnung, nicht die Trennung dominiert.

Nach Einschätzung von Nazrije Sharku ist die Begegnung in diesem Jahr sehr erfolgreich verlaufen. Denn die Jugendlichen haben am dritten Tag bereits die ethnischen Grenzen überschritten und sich aufeinander eingelassen. Die Leistung der Betreuer war dabei ein wichtiger Faktor für den Erfolg: Sie motivierten ihre Gruppen, sie sorgten dafür, dass alle an den Aktivitäten teilnahmen und beförderten auf diese Weise die Ziele des Projekts. Anders als in den Vorjahren gab es keine Einzelpersonen, die sich verweigerten oder Unternehmungen blockierten. Durch die enge Zusammenarbeit der Betreuer und TeilnehmerInnen konnten deutlich mehr Aktivitäten umgesetzt werden als in den Vorjahren.

Nazrije selbst hat erstaunt berichtet, welch großes Interesse die Jugendlichen füreinander an den Tag legten. Der Wunsch, einander besser kennenzulernen, mehr zu erfahren, wie die anderen in ihrem sozialen Kontext Gruppe leben, sei so stark, als ob diese Jugendlichen aus verschiedenen Ländern stammen würden. Bei den täglichen Spielen am Strand haben zudem viele Familien mit Kindern, die Urlaub machten, darum gebeten, mitmachen zu dürfen. Das Team wertete es als großen Erfolg, dass die Stimmung so locker und die Gruppe so offen und aktiv war, dass die gute Stimmung auf Dritte ausgestrahlt habe.

Die Überschreitung der ethnischen Abgrenzungen durch Jugendliche ist ein wichtiger Beitrag auf dem Weg zu einer gemeinsamen Zukunft aller ethnischen Gruppen im Kosovo. Für dieses Ziel wurden auch in diesem Jahr wieder tatkräftig Koalitionen geschmiedet.

Helga Dieter

Nachwort

In dieser Broschüre gibt es kein gesondertes Kapitel über die Folgeaktivitäten nach der Heimkehr, wie es ein Schwerpunkt in der Broschüre 2010 war.

Zwar ändern die Erfahrungen bei den „Ferien vom Krieg“ die Bedingungen, in die alle zurückkehren müssen, nicht unmittelbar, aber die meisten TeilnehmerInnen berichten von ihren Wandlungsprozessen, die oft schmerzlich sind, wenn das eigene Weltbild von Gut und Böse Risse bekommt oder zusammenbricht. Das ist in den Interviews und persönlichen Berichten nachzulesen. Fast alle TeilnehmerInnen sind nach den Dialogseminaren entschlossen, friedenspolitisch aktiv zu werden. Wir können das im Einzelnen nicht verfolgen. In vielen Ländern gehören ehemalige TeilnehmerInnen zu den jungen Aktivisten, die mit den Mitteln gewaltloser Konfliktbearbeitung und zivilen Ungehorsams für eine friedliche Zukunft mit gleichen fundamentalen Rechten kämpfen. In den neuen Ländern des ehemaligen Jugoslawien hat sich bereits eine beispielhafte Zusammenarbeit über die Grenzen hinweg entwickelt.

Auch bei den Protesten für soziale Veränderungen in Israel gehören ehemalige TeilnehmerInnen zu den Demonstranten. Dabei ist die Abgrenzung sozialer Proteste von friedenspolitischen Zusammenhängen schwierig, wie in einem Beitrag ausgeführt wird. Aber auch in der Friedensbewegung gibt es nur wenige Gruppen, die auf beiden Seiten der Mauer arbeiten.

Wir sind dabei, diese selbstorganisierten Folgeaktivitäten in den Heimatländern bei der Vernetzung und Professionalisierung zu unterstützen. Für diese Folgeprojekte (Arbeitstitel: ‚Youth for Change‘) sollen künftig Mittel aus Stiftungen, Preisgelder usw. verwendet werden.

Die Spendengelder für die Aktion „Ferien vom Krieg“ sollen aber weiter in vollem Umfang der Möglichkeit zu ersten Kontakten dienen.

Vom 20.04. bis 03.05.2012 organisiert die Initiative „FrauenWegenahost“ eine Vortragsreise mit unserer Koordinatorin Eliana aus Israel (Berichte in allen Broschüren) und dem Arzt Mohammad aus Palästina (‚Im Schatten des Jasmin‘, Broschüre 2010). Termine und Orte unter www.ferien-vom-krieg.de, (Rose Kasabre-Bauer 0 22 32-2 10 69 79).

DVD 2012 – „Ferien vom Krieg“ –

Die neue DVD zeigt einen Überblick über die Entwicklung des Projekts von seinen Anfängen bis zur Gegenwart.

Die TV-Produktionen „Ferien vom Krieg“ (ZDF – 1995) und „14 Tage minenfrei“ (ZDF – 1997) machen deutlich, dass es anfangs im tatsächlichen Sinne des Wortes darum ging, Kindern aus den Kriegsgebieten im ehemaligen Jugoslawien ‚Ferien vom Krieg‘ zu ermöglichen. Fatima war 1996 das erste Kind, das bereit war, über seine Erlebnisse während des Krieges vor der Kamera zu reden.

Mit veränderten Bedingungen hat sich die Initiative zunehmend zu einem Dialog-Projekt entwickelt. Wie schwierig es oft ist, zeigen zwei weitere TV-Beiträge. Seit 2002 kamen die gemeinsamen Freizeiten von jungen Erwachsenen aus Israel und Palästina hinzu.

Auch hier entstanden eindrucksvolle biographische Interviews. Junge Palästinenser wie Shadi und Tamer berichten über Festnahmen im Alter von 13 – 14 Jahren und die Demütigungen, die ihr Leben bestimmt haben. Mazen erzählt, wie er bei der Intifada seinen toten Freund „in zwei Teilen“ getragen hat. Ähnliches berichtet der junge Israeli Shimi, er kam als einer der ersten Helfer zum Ort eines Selbstmordattentats.



eindrucksvolle Interviews. Junge Palästinenser wie Shadi und Tamer berichten über Festnahmen im Alter von 13 – 14 Jahren und die Demütigungen, die ihr Leben bestimmt haben. Mazen erzählt, wie er bei der Intifada seinen toten Freund „in zwei Teilen“ getragen hat.

Darüber hinaus bieten einige Interviews interessante Einblicke insbesondere in die israelische Gesellschaft. Beginnt Smadar damit, dass ihre Mutter in einem KZ zur Welt gekommen ist, so zeigt Ron, wie die Erfahrung von Verfolgung und Vernichtung das Innere der israelischen Gesellschaft bis heute prägt. Die Auswirkungen werden an den Lebensschilderungen von Zaudito deutlich, einer jungen Israelin äthiopischer Herkunft, die den Armeedienst abgebrochen hat und ins Gefängnis kam.

Der Beitrag ‚Unter einem Himmel‘ von Jugendlichen aus dem ehemaligen Jugoslawien zeigt, dass ein friedliches Zusammenleben möglich ist. Diese Begegnungen sind noch immer ungewöhnlich. Sie stoßen aber zunehmend auf öffentliches Interesse.

Komitee für Grundrechte und Demokratie

Das Komitee begreift als seine Hauptaufgaben, einerseits aktuelle Verletzungen von Menschenrechten kundzutun und sich für diejenigen einzusetzen, deren Rechte verletzt worden sind (z.B. sogenannte Demonstrationsdelikte, Justizwillkür, Diskriminierung, Berufsverbote, Ausländerfeindlichkeit, Totalverweigerung, Asyl- und Flüchtlingspolitik), andererseits aber auch Verletzungen aufzuspüren, die nicht unmittelbar zutage treten und in den gesellschaftlichen Strukturen und Entwicklungen angelegt sind (struktureller Begriff der Menschenrechte). Die Gefährdung der Grund- und Menschenrechte hat viele Dimensionen, vom Betrieb bis zur Polizei, vom „Atomstaat“ bis zur Friedensfrage, von der Umweltzerstörung bis zu den neuen Technologien (nicht zuletzt im Bereich der Bio- und Gentechnologie), von der Meinungsfreiheit bis zum Demonstrationsrecht, von Arbeitslosigkeit bis zur sozialen Deklassierung, von den zahlreichen „Minderheiten“ bis zur längst nicht verwirklichten Gleichberechtigung der Frau.

Vor allem praktische Hilfs- und Unterstützungsarbeit ist arbeits- und kostenaufwendig. Helfen Sie uns helfen! Spenden für die Komiteearbeit sind steuerlich absetzbar. Auf Anfrage senden wir gerne nähere Informationen zur Komiteearbeit, unsere Publikationsliste sowie Hinweise zur Möglichkeit der Fördermitgliedschaft zu.

Komitee für Grundrechte und Demokratie

Aquinostr. 7-11, 50670 Köln

email: info@grundrechtekomitee.de

web-Seite: <http://www.grundrechtekomitee.de>

Volksbank Odenwald, BLZ 508 635 13, Konto 8 024 618

Bitte überweisen Sie Spenden für die Aktion ‚Ferien vom Krieg‘

auf das Sonderkonto: Grundrechtekomitee Kto. 8 013 055

Volksbank Odenwald, BLZ 508 635 13

(Bitte IHRE ADRESSE unter Verwendungszweck angeben!)

Vom Ausland: BIC: GENODE51MIC

IBAN: DE34 5086 3513 0008 0130 55,

Grundrechtekomitee, 50670 Köln

Ferien vom Krieg

Schritte zur konkreten Utopie einer friedlichen Welt

Seit achtzehn Jahren zeigt die Aktion „Ferien vom Krieg“ exemplarisch, dass es in allen Kriegsgebieten – trotz Verleumdungen und Hass – neugierige junge Menschen gibt, die der jeweiligen Propaganda der Herrschenden nicht mehr trauen und die angeblichen Feinde von Angesicht zu Angesicht kennenlernen wollen.

Über 20.000 Jugendliche aus den Kriegsgebieten des ehemaligen Jugoslawien haben bei Ferienfreizeiten und Dialogseminaren mit „den Anderen“ zwei Wochen am Meer verbracht, gebadet, getanzt und Ausflüge gemacht, aber auch über ihre Kriegstraumata und ihr leidvolles Alltagsleben in der Nachkriegszeit gesprochen. Inzwischen gibt es in den Heimatregionen immer mehr selbst organisierte Folgetreffen und Gruppen, die über die Grenzen hinweg ihre Erfahrungen weiter vermitteln. Das ist im ehemaligen Jugoslawien immer noch sehr ungewöhnlich, stößt aber inzwischen auf großes Interesse bei den Medien.

Aus Israel und Palästina (Westbank) sind bisher ca. 1.600 junge Menschen (ca. 200 jährlich) zwei Wochen nach Deutschland gekommen, darunter auch Frauengruppen, um zum ersten Mal ihre angeblichen Feinde zu treffen. Sie haben unter einem Dach gelebt, einander zugehört, die fremde Sicht auf die Konfliktgeschichte kennengelernt und heftig gestritten – aber auch zusammen um die Opfer getrauert. Sie haben gemeinsam Ausflüge gemacht und sich bei Freizeitaktivitäten zusammen amüsiert. Diese Dialogprozesse sind intensiv und schmerzhaft, aber auch hoffnungsvoll und ermutigend.

Während des Libanon- und des Gazakrieges schien es zweifelhaft, ob die Begegnungen stattfinden könnten, doch die jungen Menschen wollen die Friedensgespräche auf Graswurzelebene weiterführen, nachdem alle offiziellen Verhandlungen seit Jahrzehnten gescheitert sind. Nur eine soziale Bewegung von unten kann auf beiden Seiten die festgefahrenen Ideologien und Interessen in Bewegung bringen.